Zeitschrift: INSA: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850-1920: Städte = Inventaire suisse d'architecture, 1850-1920: villes = Inventario svizzero di architettura, 1850-1920: città

Band: 9 (2003)

Artikel: Solothurn

Autor: Affolter, Claudio

Kapitel: 2: Siedlungsentwicklung

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-10095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2 Siedlungsentwicklung

2.1 Die Stadt öffnet sich

Der Anstoss zum Abbruch des aus sieben Voll- und vier Halbbastionen zusammengesetzten, sternförmigen Festungswerkes ging nicht von der Stadt Solothurn aus, denn die barocke Festung gehörte seit 1831 dem Kanton. Wenn auch einzelne Männer in der Ambassadorenstadt die wirtschaftliche Stagnation beklagten, so schafften primär die Stadt Olten und ihr liberaler Führer Josef Munzinger eine neue politische Grundlage. Der historisch bedeutende Balsthaler Volkstag vom 22. Dezember 1830 setzte den Schlusspunkt unter die Vorherrschaft der Stadt Solothurn. Ein Jahr später hob das neue Gemeindegesetz die Sonderstellung der Hauptstadt auf und stellte sie den übrigen Gemeinden gleich. Dem Patriziat fehlte jede Kraft zum Widerstand und seine bedeutendsten Köpfe, unter ihnen der initiative Ludwig von Roll, schlossen sich unverzüglich der neuen Regenerationsregierung an.[7]

Die Schanze versinnbildlichte primär die Überlegenheit Solothurns gegenüber der Landschaft.[8] Zum Schutz beanspruchten die Solothurner die Festung im frühen 19. Jahrhundert nur noch vereinzelt: «Am 2. Juni 1814, um 2 Uhr morgens, näherten sich über zweihundert Bauern von Bucheggberg und Kriegstetten der ‹verwunschenen Stadt›, deren Schanzenmauern sie beim Kreuzacker mittels Leitern bestiegen, ohne dass die Torwache des Berntors dessen gewahr wurde. Die zuerst Eingedrungenen entwaffneten die überraschten Torwächter, liessen dann die draussen Stehenden in die Stadt einziehen und vollzogen so ihre Vereinigung mit den Patrioten. Bekanntlich zerschellte dieser Putsch, wie auch die folgenden vom Oktober und November des gleichen Jahres dank der Hülfe der bernischen Bajonette, welche die Regierung zu ihrer Unterstützung gerufen hatte, an der Uneinigkeit und Disziplinlosigkeit der Aufständischen. So hatten die Schanzen ihren Zweck nie erfüllt und die genannten Ereignisse haben den Beweis geleistet, dass der ganzen Anlage lediglich der Charakter eines Zierstückes beigemessen werden musste.»[9]

Verschiedene Gutachter untersuchten um 1830 eine mögliche militärische Nutzung barocker Festungswerke in der Schweiz. So betonte zum Beispiel Oberst Karl Julius Guiguer von Prangins in einem Schreiben an die eidgenössische Tagsatzung von 1832 «den grossen Wert auf das Fortbestehen der Festungswerke der Hauptstädte Zürich, Bern und Solothurn».[10] In Solothurn setzte sich schliesslich in einem Beschluss vom 8. August 1834 die föderalistische Haltung durch, die der Überzeugung war, dass die «Abtragung von Festungswerken die gehörige Entwicklung der industriellen Kräfte und überhaupt eine freiere Bewegung im Innern» ermöglichen würde.[11] Nebst politischen und hygienischen Gründen war auch das starke Bevölkerungswachstum für den raschen Stadtumbau ausschlaggebend.

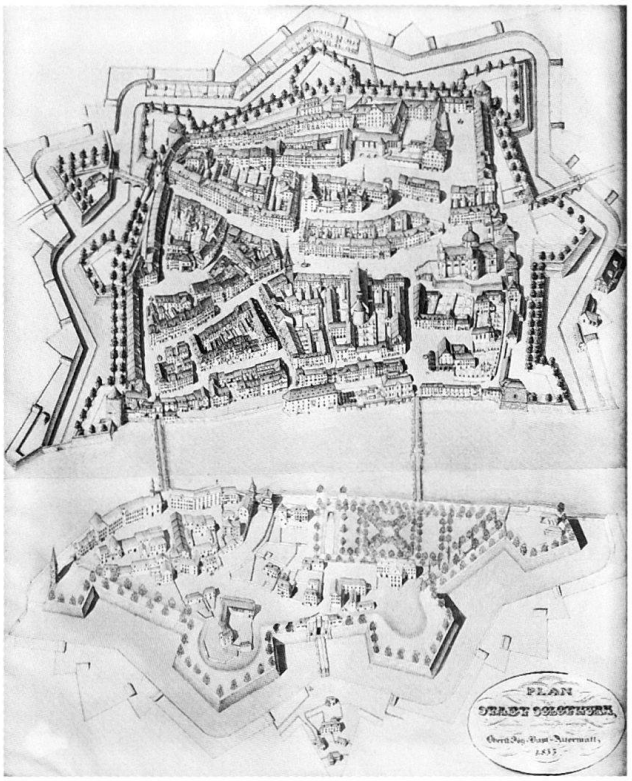


Abb. 19 Vogelschau auf die Altstadt von Süden. Kolorierte Federzeichnung von Johann Baptist Altermatt, 1833.

Ein Zeitungsartikel im *Solothurner Blatt* vom 27. Dezember 1834 beschleunigte die Diskussion um die Schleifung der Solothurner Befestigung und regte mit zwei Plänen die Verbesserung der Strassenführung im Bereich des Bieltors (Westseite) und des Baseltors (Ostseite) an. Im Bereich des Ravelin vor dem Bieltor (Käferschänzli) schlug der Verfasser eine direkte Strassenführung durch den aufzufüllenden Schanzengraben in den Hermesbühl vor. Vor dem Baseltor standen eine einfache Strassenkorrektur sowie ein Abbruch der Schulschanze zur Diskussion, was eine direkte Verbindung vom inneren Baseltor zur Baselstrasse ermöglichen sollte.

Am 23. Januar 1835 beschloss die Regierung den Abbruch der Schulschanze beim Baseltor und die Planierung des Käferschänzlis vor dem Bieltor. Bis Herbst waren die Schulschanze eingeebnet und der Schanzengraben zur Aufnahme der begradigten Baselstrasse aufgefüllt. Nach dem 17. Oktober 1835 blieben die Stadttore über Nacht geöffnet.[12] Als historisch wertvoll qualifizierte der Regierungsrat das äussere Baseltor, dessen Abbruch er

am 1. Juli 1836 beschloss. Der architekturhistorischen Bedeutung des triumphbogenartigen Bauwerks aus dem 17. Jahrhundert bewusst, liess er abklären, «ob dieses Portal nicht schiklich am Zeughause oder an einem andern obrigkeitlichen Gebäude angebracht werden könnte».[13]
Um 1837 entwarf Ingenieur Viktor Tugginer für das östliche und nördliche Schanzenareal einen ersten Richtplan, der an Stelle der alten Schanzengräben eine Art Ringstrasse mit beidseitigen Häuserreihen und Vorgärten vorsah. Wenn auch die Ausrichtung der Neubauten und die Nahtstelle vor der St. Ursenbastion noch nicht gelöst waren, so darf der Entwurf im Hinblick auf die später ausgeführte Ringstrasse doch als wegweisend bezeichnet werden. In Anlehnung an diesen ersten Plan entwarf Viktor Tugginer 1843 einen ergänzenden,

Abb. 20 «Aristokratischer Hosenlupf». Spottbild auf die Gegner des Schanzenabbruchs. Federzeichnung von Martin Disteli, um 1839.

verfeinerten Bebauungsplan für die Gegend östlich des Baseltors (beidseits der Baselstrasse): Auf vierzehn Häuserparzellen mit Vorgärten sollten zwei «geschlossene Häuserreihen in Form einer Gasse erbaut werden».[14] Obwohl am 5. Oktober 1843 drei Parzellen von bekannten Solothurner Geschäftsleuten ersteigert wurden und trotz genau umschriebener Bauverpflichtung, unterblieb schliesslich die Überbauung des genannten Areals. Stadtbaumeister Edgar Schlatter verstand die damalige zögerliche Haltung und notierte 1900: «Durch die Niederlegung der Vaubanschen Festungswerke wurde die Bahn frei zur Schaffung zweckmässiger Ausfallstrassen und gesunder Wohnquartiere, aber erst die Eröffnung einer Eisenbahnlinie Herzogenbuchsee–Solothurn–Biel im Jahre 1857 gab unternehmenden Geistern neue Richtlinien zur Entfaltung industrieller und kommerzieller Tätigkeit.»[15] Sinnbild für den wirtschaftlichen Aufschwung wurde 1860 das von Ludwig August Riedinger an Stelle der St.-Peters-Schanze erbaute Gaswerk. Es setzte im südlichen Chantierareal einen markanten Akzent.
Im Westen der Stadt liess der Kanton 1839 das sogenannte «Wassertor» am nördlichen Kopf der Wengibrücke entfernen und die Verkehrssituation an der Aarebrücke verbessern. Während der ersten Phase bewahrte er das Abbruchmaterial auf, um es zu inventarisieren und später zur Wiederverwendung am Landhausquai freizugeben. Am 25. April 1839 wurde die steinerne Brücke, die vom Käferschänzli vor dem äussern Bieltor nach Norden geführt hatte («Kapuzinerbrücke» von 1706), an die von Roll'schen Eisenwerke versteigert. Diese liessen das vierjochige Bauwerk auf ihrem Firmenareal in der Klus bei Balsthal wieder aufrichten. In den 1850er Jahren wurden der Katzenstegturm und die benachbarte St.-Georgs-Schanze auf der Nordseite der Wengibrücke eliminiert. Dem neuen Westringquartier, das nach dem Bau des ersten Bahnhofs 1857 auf dieser Stadtseite entstand, mussten in den 1860er Jahren die Marien- und die St.-Josephs-Schanze weichen.
Nach 1870 wurden die Nord- und die Südflanke der alten Stadtbefestigung für einen Stadtpark und einen zweiten Bahnhof (Hauptbahnhof) abgebrochen. 1883 stellte der Kanton die Abbrucharbeiten vorläufig ein.
Die einschneidenden Veränderungen an den Stadteingängen hatten vorwiegend fortschrittliche Politiker und Presseleute beklatscht, so zum Beispiel ein Redaktor in der radikal-demokratischen Zeitung *Solothurner Volksfreund*: «Die Fuhrwerke, die durch die engen Tore nur mit grosser Mühe und Geschicklichkeit gelangen, würden dann der Gefahr des Zusammenstosses enthoben sein, wodurch schon viel Unglück entstanden. Sehen wir, wie viele Städte der Schweiz und namentlich Basel und Zürich durch derartige Verschönerungen gewonnen, so darf Solothurn wahrlich nicht mehr länger zurückbleiben und wir hoffen mit aller Zuversicht, dass unsere Bürgerschaft und obern Behörden diesem Gegenstand die ganze Aufmerksamkeit widmen werden».[16]
Unabhängig vom Schanzenabbruch prägten wenige städtebauliche Veränderungen die Altstadt. Nach der Aufhebung des Zehnten im Jahr 1837 und der Neuregelung der Zollordnung standen zahlreiche Lagerbauten leer, die teils umgenutzt, teils abgebrochen wurden.[17] Schon 1825 war das Kornhaus an der Litzi geschleift und so das daneben stehende Landhaus freigestellt worden. 1836 erfolgte der Umbau des Kornhauses am Klosterplatz zum Knabenschulhaus. 1859 entstand aus dem Kornhaus in der Vorstadt das Gefängnis Kreuzacker, das mit dem inneren Portalrahmen des äusseren Berntors geschmückt wurde. 1885–

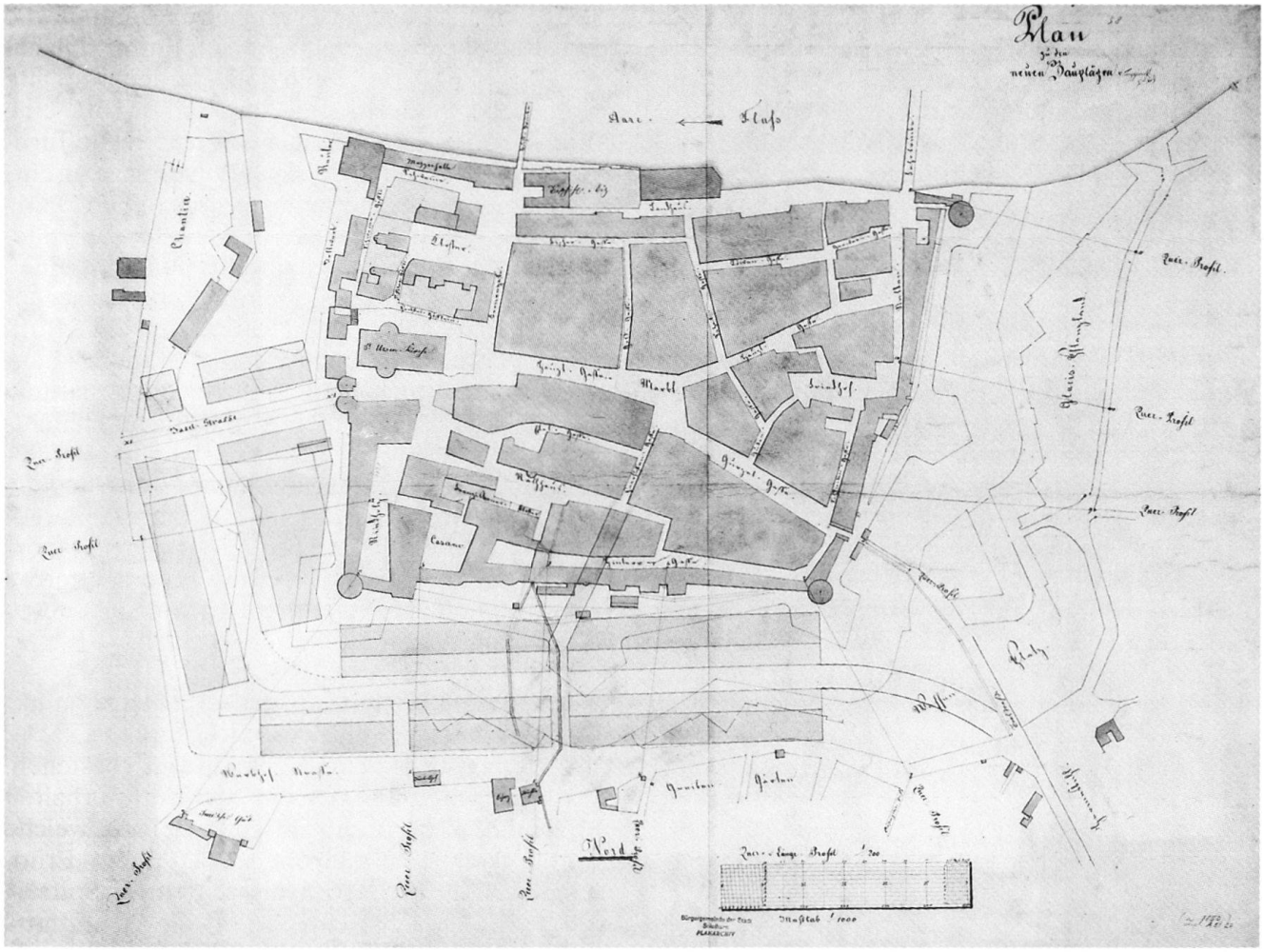


Abb. 21 Projekt für eine Ringstrasse anstelle der Schanzen östlich und nördlich der Altstadt. Federzeichnung von Viktor Tugginer, um 1837/38.

1886 bauten Fröhlicher und Glutz das Kornhaus am Ritterquai zur Verwaltung des Schlachthauses um.[18]

Nach 1870 suchten Politiker und Architekten neue Nutzungen für markante Baukomplexe in der Stadt, so etwa für den Ambassadorenhof, für das Franziskanerkloster, das Jesuitenkollegium und die Stiftsbauten. Nachdem der Ambassadorenhof neunzig Jahre lang als Kaserne gedient hatte, baute Ernst Glutz 1881 die Anlage in eine Kantonsschule um und befreite die barocke Dreiflügelanlage von den einengenden Nebenbauten. Er entfernte die südlich vorgelagerte frühere Kutschenremise und den Franziskanergarten und schuf in Ausweitung des 1825 gestalteten Rathausplatzes eine öffentliche Grünanlage. Der gleichzeitige Abbruch einer ganzen Zeile ehemaliger Bürgerhäuser unmittelbar östlich des Ambassadorenhofs liess den Riedholzplatz im obern Bereich auf die heutige Grösse anwachsen. In ähnlicher Weise verschwand 1877 der Westflügel des 1857 aufgehobenen Franziskanerklosters, so dass seither der ehemalige Klosterhof als räumliche Verlängerung der St. Urbangasse erscheint. Zusätzlich erhielt der neu entstandene Franziskanerplatz durch den 1881 erfolgten Mauerdurchbruch des Franziskanertors eine direkte Verbindung mit den Aussenquartieren. Eine räumliche Öffnung durch Entfernung der Hofmauern wiederholte sich 1883 beim Umbau des ehemaligen Jesuitenkollegiums an der Goldgasse zum Schulhaus. Die Architekten Fröhlicher und Glutz schufen wohltuende Freiräume in den engen Altstadtgassen, die sie als Eingangs- und Pausenhöfe definierten.[19]

Umgekehrt wurden in der Altstadt auch locker bebaute Quartiere verdichtet, so zum Beispiel die Überbauung der gepflegten Gärten der ehemaligen Chorherrenhäuser im Geviert zwischen Klosterplatz, Kronengasse, Seilergasse und Probsteigasse. Ursache dieser Verdichtung war weniger die Ausnützung letzter Baulandreserven innerhalb der Altstadt, als vielmehr die Veränderung der Besitzverhältnisse nach Aufhebung des St.-Ursen-Stifts im Jahre 1874.

Im Unterschied zu den Städten Grenchen und Olten erfuhr die Altstadt von Solothurn im 19. Jahrhundert keine grundlegende bauliche Erneuerung und keine Akzentuierung durch eine neue historisierende Architektur. Die grossen Veränderungen am Ende des 19. Jahrhunderts erfolgten ausserhalb, in den Quartieren Westring und Neu-Solothurn.

Vierzig Jahre nach dem Beginn der Entfestigung diskutierte der Regierungsrat auch die Eliminierung der St. Viktorsbastion (St. Ursenbastion). 1876 aber, als der Abbruch der Schanzen am Nordring bevorstand, regte sich im Kantonsrat grosser Widerstand. Am 1. August 1880 formierte sich ein Schweizerischer Verein für die Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler (die heutige Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte), der sich bei der liberalen Solothurner Regierung erfolgreich für die Rettung dieser Festungswerke einsetzte. Nach langjährigem Ringen konnte die Einwohnergemeinde am 23. September 1888 die St. Viktorsbastion (St. Ursenbastion) übernehmen, um sie zu erhalten. Fünf Jahre später leitete der

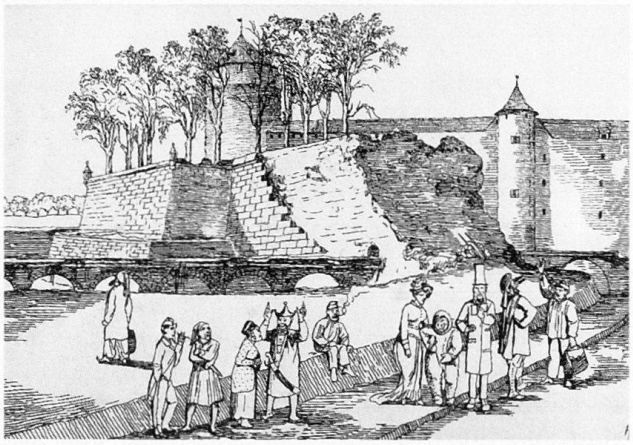


Abb. 22 «Kunsthistorisches Denkmal» als Faschingsscherz. Spottbild zur Erhaltung der Riedholzschanze (St. Ursenbastion). Federzeichnung von Heinrich Jenny, um 1880.

umtriebige Stadtbaumeister Edgar Schlatter die Restaurierung. Damit war in Solothurn zum ersten Mal eine historische Architektur zum Baudenkmal erklärt worden, was durch die Erstellung eines Gedenksteins gefeiert wurde.[20]

Der Schanzenabbruch war damit aber nicht beendet, er wurde anfangs des 20. Jahrhunderts fortgesetzt. 1905 beschloss der Kanton den Abbruch der Turnschanze am rechten Aareufer, was eine heftige Protestwelle und – zusammen mit einigen weiteren Ereignissen – eine nationale Heimatschutzbewegung auslöste.[21] Von der welschen Presse bis zur Schweizer Illustrierten waren sich die Redaktoren einig: «Leider aber blieben alle Anstrengungen, die in unserem ganzen Land für die Erhaltung der Turnschanze in Solothurn gemacht wurden, ohne Erfolg, und so steht denn die alte malerische Stadt an der Aare im Begriff, eine ihrer schönsten Zierden zu verlieren.»[22] Die Turnschanze, die ein unterirdisches Pulvermagazin enthielt und einen geräumigen schattigen Platz umschloss, bildete am rechten Aareufer den malerischen Abschluss des Stadtbildes und bot einen wichtigen Aussichtspunkt mit Blick auf die gegenüberliegende Altstadt und Kathedrale. «Die Bundesräte Forrer und Ruchet, der Direktor des Landesmuseums, die Gesellschaft für die Erhaltung der Kunstdenkmäler, die Vereinigung für Heimatschutz, der Schweizerische Kunstverein, die Gesellschaft der Maler und Bildhauer, verschiedene Architektenvereine, die literarische ‹Töpfergesellschaft›, der Historische Verein, die solothurnische Sektion des Kunstvereins und zahlreiche kunstfreundliche Private und Fachmänner taten ihr Möglichstes für die Rettung der Schanze – alles umsonst!»[23]

Nach diesem letzten unverständlichen Kraftakt blieben schliesslich einzig die St. Ursenbastion und die Halbbastion beim Krummturm[24] bestehen. Dass die Halbbastion rechts der Aare erhalten blieb, dafür sorgte die Bürgergemeinde, welche die dazugehörige Grünzone 1891–1930 als «Erholungsplatz für die Reconvalescenten des Spitals» nutzte.[25]

2.2 Ausrichtung auf einen neuen Brennpunkt: das Westringquartier

Acht Situationspläne zeigen beispielhaft die städtebauliche Entwicklung im Westringquartier. Mit dem Bau des ersten Bahnhofs 1857 entstand ein neues zusammenhängendes Wohn- und Geschäftsviertel nach Abbruch der Schanzen. Die grosszügige, zwischen 1860 und 1870 ausgeführte Hofrandbebauung entstand relativ früh und in einer kurzen Bauzeit. Als schweizerische Vergleichsbeispiele dienen Arnold Bürklis Generalplan für die Bahnhofstrasse in Zürich (1862), Samuel Senns Stadterweiterung in Luzern (1866) sowie der Bebauungsplan von Reinhard Lorenz für das Quartier Unterer Brühl in St. Gallen (1874).

Situation 1818:[26] Die Stadt blieb innerhalb ihres aufwändigen Schanzengürtels – einem Relikt aus dem Ancien Régime – gefangen. Die Vorwerke und ein weitgehend unüberbautes Vorgelände (Glacis) bildeten einen grosszügigen Grüngürtel, an den sich Landhäuser mit gepflegten Gärten und Bauernhäuser mit Äckern anschlossen. Ein dichtes

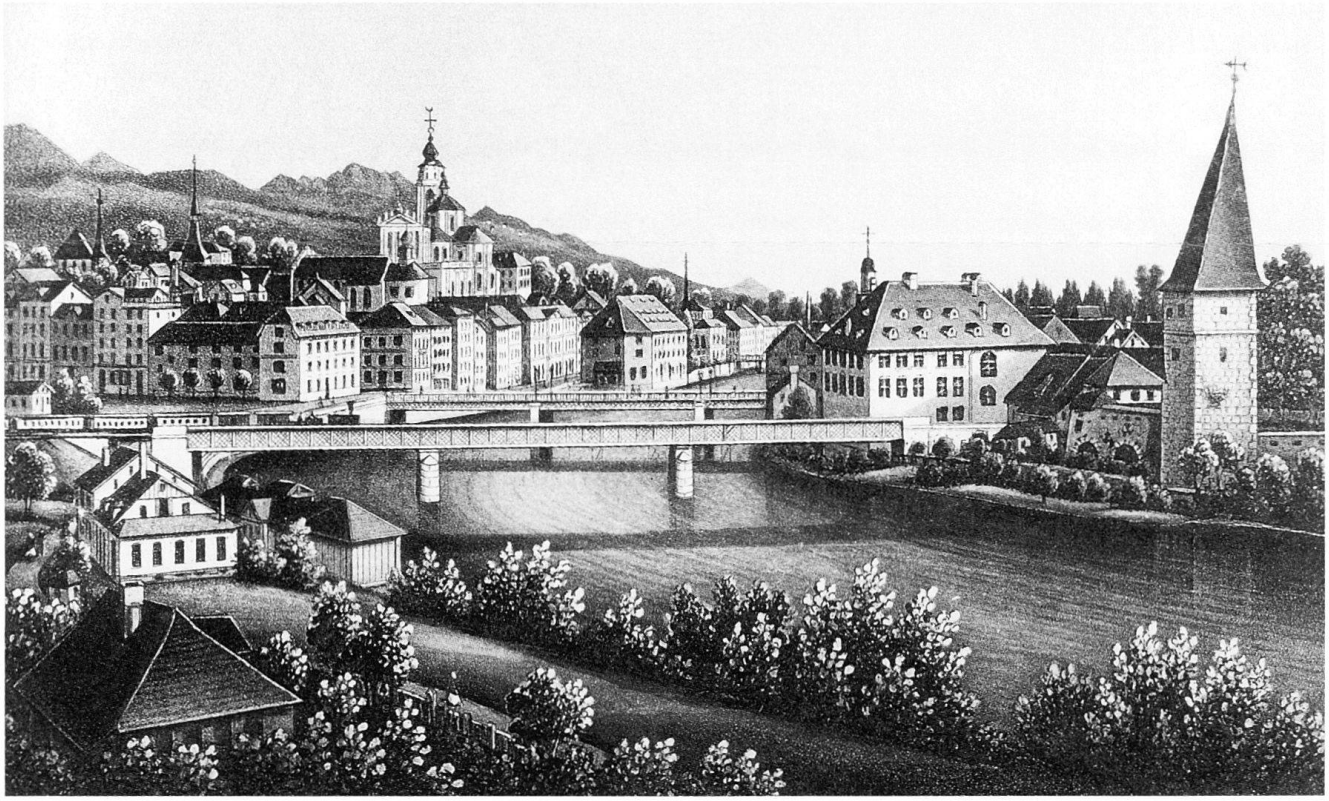


Abb. 23 Solothurn von Westen. Die neue Eisenbahnbrücke von 1856–57 führt vom Westringquartier zur Vorstadt rechts der Aare. Aquatinta von Rudolf Dikenmann, um 1860.

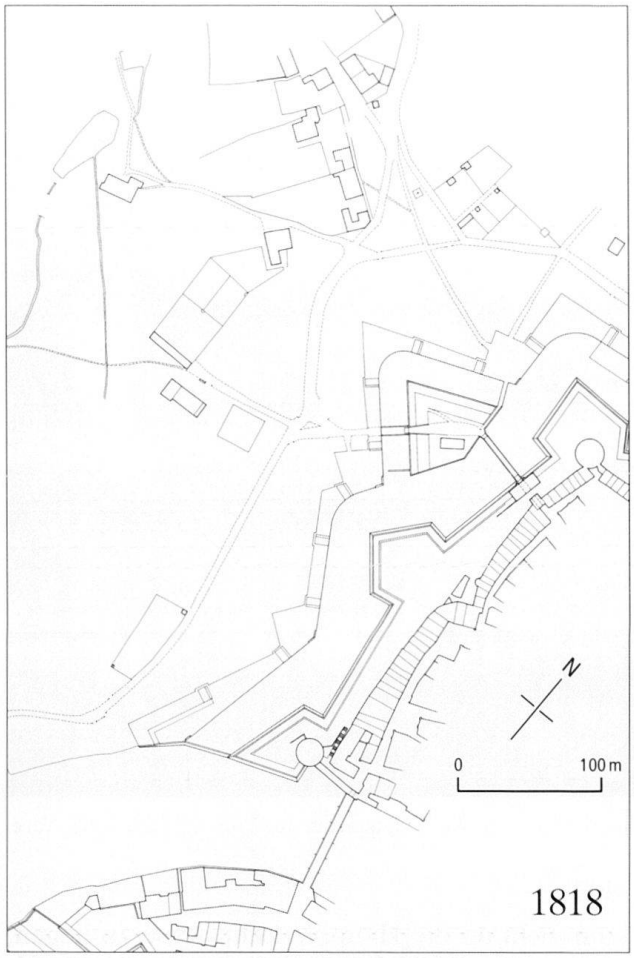
Netz von Strassen und Wegen entwickelte sich kontinuierlich und nach individuellem Bedarf. Zum Bieltor gelangte man von aussen über den Ravelin (das sogenannte Käferschänzli) mit dem Zollhaus. Der Ravelin lag wie eine Insel im Schanzengraben und war vom Hermesbühl und vom Kapuzinerweg her über zweijochige Steinbrücken erreichbar.

Situation 1856:[27] Nach der Aufhebung des Zehnten und der Zollrevision wurde der Vorposten auf dem Ravelin überflüssig. 1838 brach der Kanton das Käferschänzli und das dazugehörige Vorwerk ab, liess den Graben zuschütten und anschliessend die Biel- und die Werkhofstrasse neu anlegen.[28] An der Strassenmündung (Bielstr. 14) entstand 1853–1854 ein spätklassizistischer Bau für den Antiquitäten- und Kunsthändler Joseph Anton Borrer (1978 abgebrochen).

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Bahnhoffrage aktuell. Das Bundesgesetz vom 28. Juli 1852 über den Bau und den Betrieb von Eisenbahnen im Gebiete der Eidgenossenschaft übertrug die Oberhoheit für den Eisenbahnbau auf die Kantone. In der Nordwestschweiz übernahm die in Basel gegründete Schweizerische Centralbahn (SCB) die Verantwortung und ordnete der Stadt Solothurn lediglich eine Nebenrolle im Schweizerischen Eisenbahnnetz zu. Die Station Solothurn kam nicht an die Hauptverkehrsachse zu liegen, sondern an eine Nebenlinie der Achse Basel–Olten–Bern, die sich in Herzogenbuchsee nach Solothurn und Biel verzweigte.

Die Standortfrage für den Solothurner Bahnhof führte zu einem zweijährigen Rechtsstreit, den schliesslich das Bundesparlament zugunsten der Stadt Solothurn und gegen die Schweizerische Centralbahn entschied. Eine Mehrheit der Solothurner Bürger, die Stadtbehörde und vor allem die einflussreichen Steinhauermeister forderten den Bahnhof auf dem linken Aareufer und somit westlich der Altstadt, damit der Transport der schweren Steinblöcke zum Fluss auf dem kürzesten Weg ohne Brückenüberquerung erfolgen konnte. Der vorgesehene Standort westlich der Stadt lag für sie optimal zwischen den Steinbrüchen und der Schiffslände. Dieser Haltung standen verkehrstechnische Überlegungen des Kantons und der Bahngesellschaft gegenüber, die für einen Bahnhof in der südlichen Vorstadt plädierten.

Am 13. November 1853 beauftragte der Solothurner Gemeinderat den Neuenburger Staatsingenieur Andreas Merian mit einem ersten Gutachten. Auf Wunsch der Stadt prüfte der Experte die mögliche Verbindung von Aareschifffahrtshafen und neuem Bahnhof. Zur Überraschung des Gemeinderates gab Merian schliesslich aus technischen



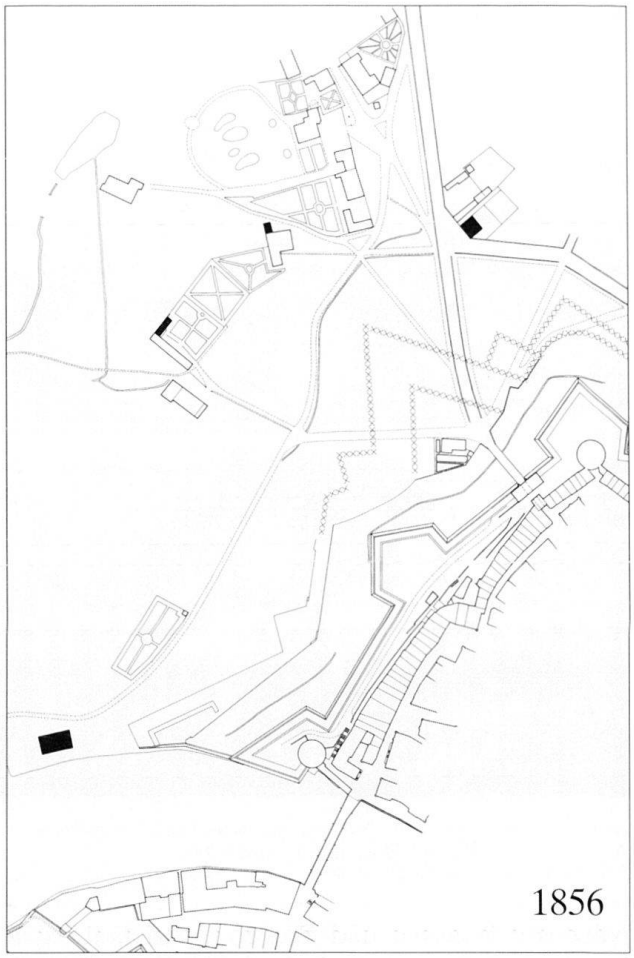


Abb. 24–25 Bauliche Entwicklung im Westringquartier. Neu hinzugekommene Bauten sind schwarz eingezeichnet. Rekonstruktionszeichnungen von Markus Hochstrasser. – 1818 Situation mit barockem Schanzengürtel und Vorwerken. – 1856 Abbruch der Vorwerke und Bau der Biel- und der Werkhofstrasse.

und aus finanziellen Gründen dem – von der Stadt unerwünschten – Südbahnhof den Vorzug.[29]

Die Bahngesellschaft fand für ihre Lösung mit Südbahnhof (rechts der Aare) Unterstützung beim Solothurner Regierungsrat. Gemeinsam betonten sie die technischen Vorteile (kleinere Kurvenradien) und die niedrigeren Kosten. Die östliche Vorstadt (in Richtung Zuchwil) ermöglichte zudem einen späteren Ausbau, was der weitsichtige Baudirektor Fröhlicher im Kantonsrat ausdrücklich betonte: «Wenn es je möglich sein sollte, in Solothurn noch eine Bahnlinie zu erhalten, so beruht unsere einzige Hoffnung auf einer Bahn auf dem rechten Ufer nach Lyss und Bern.»[30]

1855 verfasste der Neuenburger Ingenieur James Ladame ein Gutachten für den Regierungsrat, in dem er einen rechtsufrigen Bahnhof in der südlichen Vorstadt nach Intention der Centralbahn vorzog. Gleichzeitig ernannte die Stadtbehörde, die an der Variante linkes Aareufer (Westbahnhof) festhielt, Karl Emanuel Müller aus Altdorf zum neuen technischen Experten. Der Urner Ingenieur kannte seit seiner Kantonsschulzeit die Solothurner Verhältnisse bestens, und sein Gutachten bemühte sich um grösstmögliche Sachlichkeit, indem es auch die Vorteile der rechtsufrigen Lösung aufzeigte:[31] «Da ich die unparteiische Stellung, welche dem Techniker bei solchen Fragen zukommt, in keinem Falle preisgeben möchte, so komme ich nicht umhin, Ihnen die wesentlichen Vortheile des vorliegenden Projektes (von Centralbahn) offen und unumwunden mitzutheilen.»[32] Allerdings schienen ihm die beträchtlichen Mehrkosten, die für den Bau des Westbahnhofs von den Gegnern vorausgesagt wurden, «keineswegs so gross, dass sie von der Ausführung eines Werkes abschrecken sollten, von welchem die materielle Zukunft der Hauptstadt zum Theil abhängt».[33]

Müllers Gutachten stand im Mittelpunkt eines erbitterten Kampfes zwischen Stadt und Kanton. Nach heftiger Diskussion unterstützte der Kantonsrat mit einem Beschluss vom 29. Oktober 1855 das städtische Projekt. Schliesslich bekam die Stadt Solothurn sogar Unterstützung von der Bundesversammlung in Bern, nachdem die Schweizerische Centralbahn gegen den Entscheid des Solo-

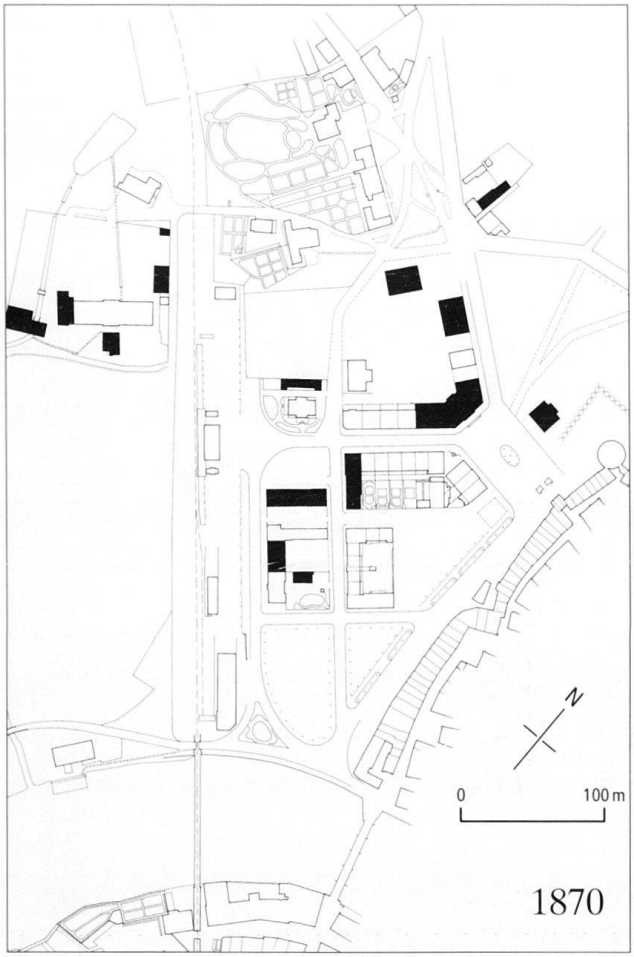
Abb. 26–27 Bauliche Entwicklung im Westringquartier. Neu hinzugekommene Bauten sind schwarz eingezeichnet. Rekonstruktionszeichnungen von Markus Hochstrasser. – 1860 Bahnhof und Hotel Bargetzi an neuen Verbindungsstrassen. – 1865 Zeilenbauten an der Bahnhofstrasse.

thurner Kantonsrats Rekurs eingelegt hatte. Im Rahmen dieses Verfahrens hatte Karl Emanuel Müller im Januar 1856 für die Stadt Solothurn ein zweites, umfassenderes Gutachten verfasst. Gleichzeitig anerbot er sich gegenüber der Stadt, die Bahnhofanlage links der Aare samt Trassee und Aarebrücke für die von ihm berechnete Summe von 986 000 Franken termingerecht bis Mitte 1857 zu bauen.[34] Am 7. Februar 1856 lehnte die Bundesversammlung den Rekurs der Centralbahn ab, womit der von der Stadt favorisierte Westbahnhof zur Ausführung gelangen konnte.[35]

Für den Bau der Bahnhofanlagen blieb Müllers Konzept verbindlich. Die Baupläne entwarfen die Centralbahningenieure Karl Etzel und Olivier Zschokke, die Arbeiten übernahmen die Zürcher Baufirma Locher und Naef sowie die Gebrüder Benkiser aus Pforzheim.

Dass die Bahn knappe zwanzig Jahre später eine zweite, zunächst provisorische Eisenbahnstation rechts der Aare in Betrieb nehmen musste, illustriert den klaren Fehlentscheid in den 1850er Jahren. Offensichtlich trauten das Kantons- und sogar das Bundesparlament der Stadt Solothurn und ihrem Gutachter Müller mehr als den Experten der Centralbahn.

Situation 1860:[36] Der erste Strassenplan für das neu entstehende Quartier beim Bahnhof westlich der Altstadt datiert ins Jahr 1856 und stammt von Wilhelm Tugginer.[37] Er zeigt einen symmetrischen Raster beidseits der Mittelachse Westbahnhofstrasse. Nach Eröffnung der Bahnlinie und des Bahnhofs 1857 wurden die zwei Hauptachsen ausgebaut: die parallel zur Bahnlinie gelegte Poststrasse führte zur Wengibrücke, die rechtwinklig dazu gesetzte Bahnhofstrasse (heute Westbahnhofstrasse) stellte die Verbindung zur Altstadt her und wurde zur Hauptader des geschäftigen Bahnhofquartiers. Während die mittelalterlichen Hauptachsen Gurzeln- und Hauptgasse direkt zur Kathedrale führen, richten sich die wichtigsten Strassen im Westring nach dem ersten Bahnhof. Nördlich der Wengibrücke liess der Kanton 1857 den Katzenstegturm und die St.-Georgs-Bastion abbrechen. In der Umgebung des Bahnhofs entstanden in den folgenden Jahren ein lang gezogener Güterschuppen und ein Lager-



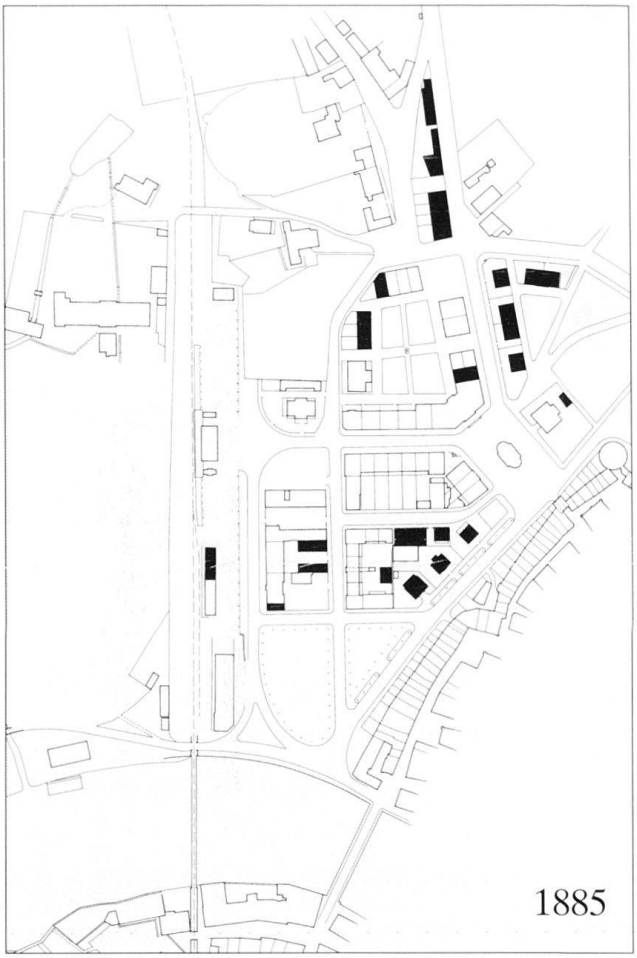


Abb. 28–29 Bauliche Entwicklung im Westringquartier. Neu hinzugekommene Bauten sind schwarz eingezeichnet. Rekonstruktionszeichnungen von Markus Hochstrasser. – 1870 Kosciuszkoplatz (Amthausplatz) mit Amthaus und Solothurner Bank. – 1885 Ausbau Biel- und Westringstrasse.

haus im Süden, das Hotel Bargetzi (1860–1861) im Osten und die Parkettfabrik Glutz (1859, später Schlossfabrik Glutz) westlich der Bahnlinie. Die Glacis vor dem Bieltor diente als Waffenplatz.

Situation 1865:[38] Nach der Verlegung des eidgenössischen Waffenplatzes vom Bieltor an die südöstliche Stadtgrenze zwischen Aare und Bahnlinie liess der Kanton einen ausführlichen Bebauungsplan für das Westringquartier erstellen. Der Berner Kantonsbaumeister Friedrich Salvisberg entwarf 1861 zwei «Projekte für die neue Quartieranlage auf dem Waffenplatz». «Die beiden Pläne haben sich nicht erhalten und können nur auf Grund des begleitenden Berichts vom 7. Juni 1861 beurteilt werden: Salvisberg schlug offenbar eine weitgehende Entfestigung der Stadt und eine Ringstrassenplanung vor. [...] Eine Realisierung von Salvisbergs Plan scheiterte am Widerstand der Stadt Solothurn.»[39] Ein Jahr später legte der Solothurner Kantonsbaumeister Alfred Zschokke den wegweisenden und verbindlichen Plan vor, der mit Erläuterungen von Regierungsrat Wilhelm Vigier ergänzt wurde.[40] (Abb. 32) Zschokke disponierte in Berücksichtigung des unregelmässig begrenzten, leicht geneigten Areals unterschiedlich grosse Blockrandbebauungen mit abgeschrägten Ecken, die an den berühmten, drei Jahre älteren Barcelonaplan von Ildefonso Cerdà erinnern. Städtebauliche Hauptelemente bilden der Bahnhof- und der Kosciuszkoplatz, die durch eine nach Westen abfallende Bahnhofstrasse miteinander verbunden sind. Die relativ schmalen Strassen haben nicht die Grosszügigkeit der Zürcher Bahnhofstrasse von Arnold Bürkli,[41] sondern entsprechen eher zeitgleichen Plänen von Luzern oder St. Gallen. Zur Aare hin öffnete sich das Quartier mit einem weiträumigen Marktplatz.

Der Regierungsrat genehmigte am 27. Februar 1863 den Plan Zschokke und demonstrierte damit entschlossenes Handeln. Im Frühjahr versteigerte er die Hausplätze und verlangte eine Überbauung innert vier Jahren unter Androhung einer hohen Konventionalstrafe.

1864 liess die Regierung die westliche Schanze bis zur Marienbastion (beim Burristurm) abbrechen. Das äussere Bieltor blieb vorläufig noch (sieben

Abb. 30–31 Bauliche Entwicklung im Westringquartier. Neu hinzugekommene Bauten sind schwarz eingezeichnet. Rekonstruktionszeichnungen von Markus Hochstrasser. – 1901 Ausbau Obachquartier und Industriequartier Glutz von Blotzheim. – 1931 Städtebauliche Akzente durch den Bau von Centralhof, Café-Restaurant National, Volksbank und Kantonaler Ersparniskasse (späteres Amthaus II).

Jahre lang) erhalten. Im gleichen Jahr 1864 begann Wilhelm Tugginer mit Neubauten beidseits der Westbahnhofstrasse, Peter Felber mit der Errichtung von Mehrfamilienhäusern an der Wengistrasse. In der Rekordzeit von zwei Jahren entstanden 25 zu grosszügigen Zeilen zusammengefasste Mehrfamilienhäuser. Auch wenn Bau- und Trauflinien vorbestimmt waren, erzeugten die gemischten Nutzungen eine gewisse Variierung der Bautypen. Am einheitlichsten wirkten die Bauten entlang der Westbahnhofstrasse.

Situation 1870:[42] Der Bauboom im Westringquartier hielt auch in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre an. Parallel zur Poststrasse entstand die Wengistrasse. Der Geländezwickel zwischen Biel-, Werkhof- und Westringstrasse war für öffentliche Bauten wie die Kantonsschule, das Museum und den Konzertsaal vorgesehen,[43] die später jedoch an anderen Orten erstellt wurden (siehe Kap. 2.4 Kulturbauten im Stadtpark). Stattdessen entstand 1867–1869 Zschokkes neubarocke Solothurner Bank (die spätere Kantonalbank, abgebrochen 1954) am Nordrand des neuen Kosciuszkoplatzes.[44] Sie wurde auf Beschluss des Regierungsrats axial gegenüber den Wirz'schen Häusern (Vorgängerbauten von Amthaus II, Westbahnhofstrasse 16) errichtet. Städtebaulich am wirkungsvollsten war die Realisierung des Amthauses (I) im stumpfen Winkel zwischen Westbahnhof- und Bielstrasse, das schon in Zschokkes Plan von 1862 als platzbeherrschender Dreiflügelbau eingezeichnet war. Nach einem Wettbewerb bauten 1868 Wilhelm Josef Tugginer und Heinrich Honegger-Näf gemeinsam das dreigeschossige Amthaus in strengem Neurenaissancestil.[45] Mehrfamilienhäuser an der Bielstrasse 9, Wengistrasse 18, 36, 38, 40, Westbahnhofstrasse 2 und 11 sowie an der Poststrasse ergänzten die soeben fertig gestellten Zeilen zu hufeisenförmigen Blockrandbebauungen. Auch das Firmenareal Glutz auf der anderen Seite der Bahngleise wuchs schnell mit diversen Ergänzungsbauten auf allen Seiten.

1867 entstand, gleichzeitig mit dem Bau der Solothurner Bank, der Kosciuszkoplatz, benannt nach

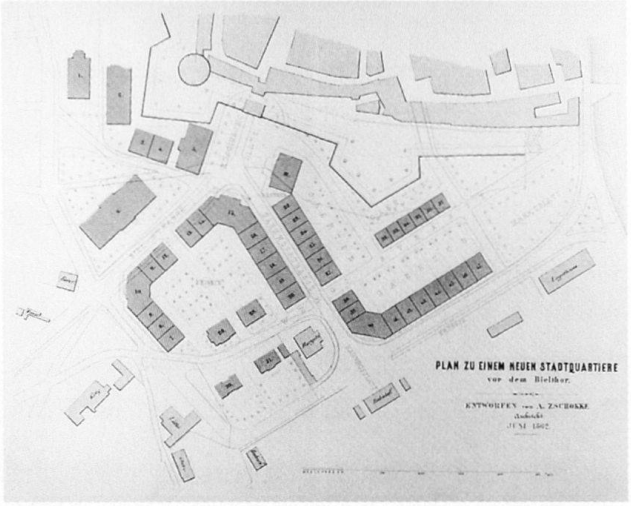


Abb. 32 Überbauungsplan für das Westringquartier. Lithografie nach Alfred Zschokke, 1862.

dem legendären polnischen Freiheitshelden, der seine letzten drei Lebensjahre von 1815 bis 1817 in Solothurn verbrachte. Bereits um 1870 wurde der Platz in Amthausplatz umbenannt.[46] Er galt als Bindeglied zwischen dem neuen Quartier und der Altstadt, erregte aber schon zu Zeiten seiner Entstehung die Gemüter verschiedener Kolumnisten, da die Bebauung rund um den Platz eine eigene Dynamik entwickelte und mehr nach Bedarf als nach gesamtheitlich gestalterischen Ideen erfolgte. Axial richtete sich der Platz nach der Gurzelngasse aus, mit der Absicht einer späteren Schleifung des Bieltors und des südlich anstossenden Hauses.[47] Die künftige Quartierüberbauung im Süden wurde durch Trottoiranlagen und Bepflanzungen vorgezeichnet.

Situation 1885:[48] Trotz grossem Widerstand liessen die Solothurner das freistehende äussere Bieltor mit seiner triumphbogenartigen Architektur 1871 abbrechen. Der Vorschlag, es sorgfältig abzubauen und als Eingangstor der Kaserne Thun zu verwenden, fand kein Gehör.[49] Neben der Blockrandbebauung von 1864–1870 entstanden vornehme Einzelbauten in gepflegtem Neurenaissancestil an der Biel- und an der Westringstrasse. Als Zeilen gebaute Mehrfamilienhäuser an Biel- und Wengistrasse ergänzten das nördliche Quartier. Schlichte Einzelbauten verdichteten das Grundstück im Geviert Wengi-, Schanzen-, Westring- und Lagerhausstrasse.

Situation 1901:[50] Vor der Jahrhundertwende wurde das Obachquartier überbaut. Parallel zur Bahnlinie entstanden die Damm- und Obachstrasse. Im Norden begrenzte die Segetzstrasse das von Industriebauten geprägte Quartier. Die Firma Glutz von Blotzheim expandierte zur grössten Schloss- und Scharnierfabrik der Schweiz mit eigener Messinggiesserei, Schmiede, Schleiferei und Polierei. Nördlich der Gründerzeithalle von 1859 baute die Firma die erste Shedhalle der Schweiz, südlich expandierte sie mit diversen parallel gestellten Lagerhallen. Unterschiedliche Mehrfamilienhäuser entstanden beidseits der Obachstrasse.

1894 überbaute Hans Wilhelm Auer den Viehmarkt mit der Hauptpost, einem neubarocken, turmbekrönten Monumentalbau. Erstmals äusserten sich Fachleute kritisch zu diesem städtebaulichen Akzent: «Ohne jede Rücksicht auf die örtliche Bautradition im üblichen offiziellen Stil und landesfremdem Material gebaut.»[51] 1900 liess Johann Häner einen gerundeten Eckbau an der Kreuzung Post-/Westbahnhofstrasse errichten. Nördlich des Hotels Bargetzi entstand gleichzeitig eine Häuserzeile mit Geschäften und Wohnungen. Der Park hinter der Solothurner Bank erhielt 1902 eine polygonale Volière, und den vorläufig nordwestlichen Abschluss setzte 1896 die Methodistenkirche an der Bielstrasse 26.

Situation 1931:[52] Das Obachquartier wurde mit weiteren Häusern überbaut. Im Westringquartier setzten mehrere Repräsentationsbauten in unterschiedlichen Formensprachen von Neubarock bis Frühmoderne neue Akzente: 1907 bauten die Gebrüder Ernst und Karl Fröhlicher das Schulhaus Hermesbühl im Norden, zwei Jahre später reagierten die Architekten Probst und Schlatter mit der Solothurner Handelsbank im Süden, gegenüber der Wengibrücke. Das 1922 neu erbaute Lagerhaus an der Poststrasse übernahm den Massstab des zentralen übergrossen Postbaus. Vier Grossbauten veränderten den biedermeierlichen Quartiercharakter: Eugen Studer baute 1925 den Centralhof an der Bielstrasse, Hermann Blaser das Café-Restaurant National (1927), Otto Rudolf Salvisberg die Volksbank (1928, beide an der Wengistrasse) und Ernst Bützberger die Kantonale Ersparniskasse am Amthausplatz (1933, heute Amthaus II). Diese Bauten waren in einer gemässigt modernen Formensprache gehalten. Dasselbe gilt auch für Armin Meilis Reformierte Kirche von 1923, welche einen Vorgängerbau von Ferdinand Stadler aus dem Jahr 1866 ersetzte. Meilis Querkirche mit zentralem Turm sorgte für den neuklassizistischen Ausklang.

Zwischen 1860 und 1870 entstand am Westring ein zusammenhängendes Quartier mit hochwertigen Ensembles. Nach 1875 wurden die Strassenzüge mit Einzelbauten punktuell ergänzt. Während des Baubooms zwischen 1960 und 1990 knüpften Planer und Politiker wieder bei der Gründerzeit an und bauten zwischen Wengi- und Poststrasse sowie an der Schanzenstrasse neue Ensembles, die aber das Quartier städtebaulich kaum aufwerteten.

2.3 Metropolitane Grösse und Wiener Charme: Neu-Solothurn

Im Jahr 1871 beschloss der Kantonsrat für die geplante Gäubahn den Abbruch der Vorstadtschanzen und den Bau eines zweiten Bahnhofs Neu-Solothurn südöstlich der Vorstadt. Weitsichtige Stadtplaner waren nun gefragt, die für das Vorstadtquartier eine sinnvolle Ordnung in funktioneller, sozialer und ästhetischer Hinsicht entwarfen.

Als erster zeichnete Stadtingenieur Eusebius Vogt im April 1875 einen Quartierplan mit einer städtebaulich dominanten Achse, die vom geplanten neuen Bahnhof senkrecht nach Norden über eine dritte Aarebrücke zur Ringstrassenanlage (Werkhofstrasse) führen sollte.[53] Im Oktober 1877 schlug Kantonsingenieur Josef Fluri zusätzlich eine diagonale Verbindung vom Bahnhofplatz zur Kreuzackerbrücke vor. Die zwei beim Bahnhof zusammenlaufenden Hauptachsen Hauptbahnhof- und Rötistrasse bestimmen in Fluris Quartierplan Grösse und Form der Häuserblöcke.[54]

Im Oktober 1884 entwarf Kantonsingenieur Johann Spillmann drei weitere Überbauungsprojekte für das Quartier zwischen der Aare und dem Bahnhof Neu-Solothurn.[55] Das damals in Bau befindliche Aufnahmegebäude lag genau in der Verlängerung der Werkhofstrasse. Eine schnurgerade Fortsetzung über die Aare, wie sie bereits Eusebius Vogts Plan von 1875 vorgezeichnet hatte, schien daher naheliegend. Gleichzeitig bestimmten die unterdessen realisierte Verbindungsstrasse Bahnhof–Kreuzackerbrücke sowie die (noch bestehende) Turnschanze die zukünftige Quartierplanung.

Obwohl schon 1875 geplant, entstand die Rötibrücke als letztes Verbindungsstück für die wichtige Achse zwischen Bahnhof und Baseltor erst fünfzig Jahre später. Der Architekt Karl Indermühle und der Ingenieur Werner Luder bauten 1923–1925 eine moderne Dreibogenkonstruktion aus Eisenbeton, die allerdings auf beständiges Drängen des Heimatschutzes mit Granitsteinen verkleidet wurde.[56]

Das fünfteilige, symmetrische Bahnhofsgebäude Neu-Solothurn (heute Hauptbahnhof) von 1886 wirkte mit seinen beachtlichen hundert Metern Länge im Vergleich zum Westbahnhof grosszügig, nahm sich aber gegenüber den dreissig Jahre älteren Bahnhöfen von Aarau und Olten eher bescheiden aus. Keine mächtige Tempelfront zeichnete die zentrale Achse gegen die Rötistrasse aus, kein üppiger «Triumphbogen» akzentuierte das neue Stadtportal. Architekturhistorische Bedeutung stand einzig dem spätklassizistischen, fünfachsigen Mittelbau mit Pilasterordnung und Dreiecksgiebel zu.[57] Der zweite Bahnhof rechts der Aare sorgte für einen zusätzlichen Orientierungspunkt im erweiterten Planungsnetz. Indem die (West-)Bahnhofstrasse links der Aare mit der (Haupt-)Bahnhofstrasse rechts der Aare eine «Konkurrenz» bekam, verlor die ältere Geschäftsstrasse zunehmend an Bedeutung.[58]

Fluris oben erwähnte, wegweisende Studie von 1877 war massgebend, als der Kantonsingenieur Emil Bodenehr zwölf Jahre später den eigentlichen Bebauungsplan entwickelte.[59] Ein breiter Boulevard sollte von der Aare her axial zum Bahnhof mit vorgelagertem Bahnhofplatz führen. Die Grundlinie des neuen Quartiers bilden Dornacher- und Luzernstrasse, die parallel zu den Bahnlinien gelegt sind. Die schräge Hauptbahnhofstrasse durchschneidet den orthogonalen Raster.[60]

Nach dem Westringquartier entstand in der Zeit zwischen 1890 und 1930 Neu-Solothurn als zweite moderne Stadterweiterung. Die Strassen waren nun etwas grosszügiger proportioniert und das Quartier mit geschlossenen Blockrandbebauungen westlich der Rötistrasse und frühmodernen Zeilenbauten östlich klarer strukturiert. Dornacher-, Hauptbahnhof- und Rötistrasse hiessen die drei Hauptachsen, die vom Bahnhof zur Vor- und zur Altstadt sowie zur Ringstrasse führten.

1893 entstand die Mühlenbaufabrik von Josef Meyer an der Rötistrasse[61] als nüchterner und solitärer Industriebau. Fluri und Bodenehr hatten ursprünglich eine Blockrandbebauung vorgesehen. Meyer wünschte aber eine Zeile, was eine erste Abweichung gegenüber dem verbindlichen Bebauungsplan bedeutete.

Analog zum Hotel Bargetzi neben dem Westbahnhof folgten 1895 zwei noble Hotels am neuen Bahnhofplatz mit den wohlklingenden Grossstadtnamen «Metropole» und «Terminus». Der spitzwinklige Verlauf der Bahnhofstrasse führte zu auffälligen Ecklösungen. Da zeigte die Stadt einen Hauch metropolitaner Grösse: «Hier haben unzählige Menschen übernachtet, wie immer an solchen Orten schlecht geschlafen, gestört durch all die Geräusche des nächtlichen Bahnhofs. Sie waren nicht von hier, und Solothurn war für sie etwas Vorübergehendes, ein Eindruck, wie auch immer geartet, der wieder verblasst oder ganz verschwunden ist.»[62] Wer sich noch an das neubarocke Eckhaus mit der auffälligen Balustrade über dem Eingangsportal, den reich bekrönten Fenstern und der schlichten Fassadenschrift «Hotel Metropole»[63] erinnert, kann sich wohl kaum mit dem durchschnittlichen Ersatz aus den 1970er Jahren, einem typischen Hochkonjunkturprodukt aus Waschbeton, Aluminium und Glas, zufrieden geben. Mit

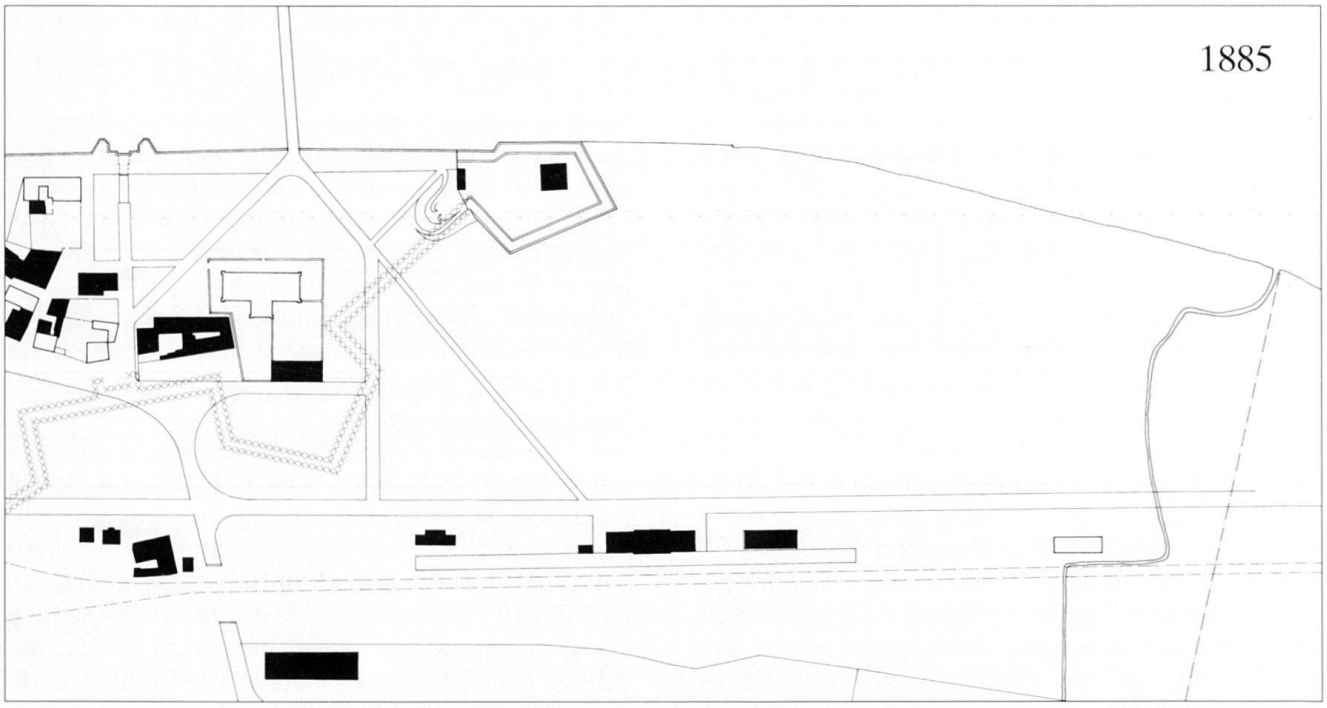
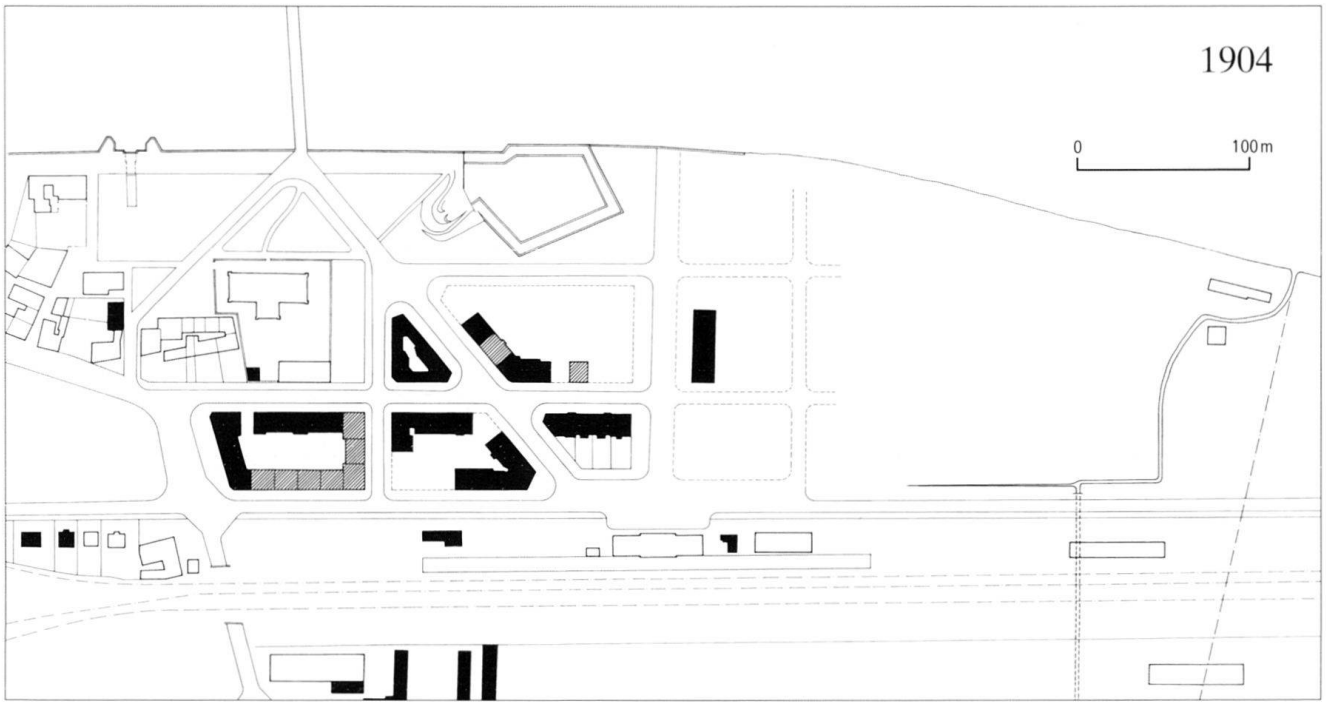


Abb. 33–34 Bauliche Entwicklung in Neu-Solothurn. Neu hinzugekommene Bauten sind schwarz eingezeichnet. Rekonstruktionszeichnungen von Markus Hochstrasser. – Situation 1818. Die östliche Vorstadt ist mit einem barocken Schanzengürtel umfasst, der aus der Kuhschanze (links angeschnitten), der Kornhausbastion und der Turnschanze besteht. Das markanteste Gebäude ist das Früchtemagazin und Salzlager mit T-förmigem Grundriss. 1859 wird dieses in ein Kantonales Gefängnis umgebaut werden. – Situation 1885. Ab 1873 werden Kuhschanze und Kornhausbastion abgebrochen. Mit dem Hauptbahnhof von 1886 entstehen die Dornacherstrasse (parallel zur Bahnlinie) und die Hauptbahnhofstrasse, die als Verbindung zur Kreuzackerbrücke dient.

dem andern neubarocken Prachtbau, dem Terminus,[64] gingen die verschiedenen Besitzer auch nicht zimperlich um. Sie verkleinerten das Dach, vergrösserten die Lukarnen und entfernten eine Risalitbekrönung. 1989 nahmen die Denkmalpfleger den markanten Bau «unter die Lupe» und entdeckten einen feinen Jugendstilfries entlang der Traufe, den sie freilegen liessen.[65] Während das Hotel Metropole als Eckbau eines ganzen Gevierts die planerischen Vorgaben erfüllte, setzten die Eigentümer des Terminus auf Zeilenbauweise. Diese Mischform führten spätere Architekten



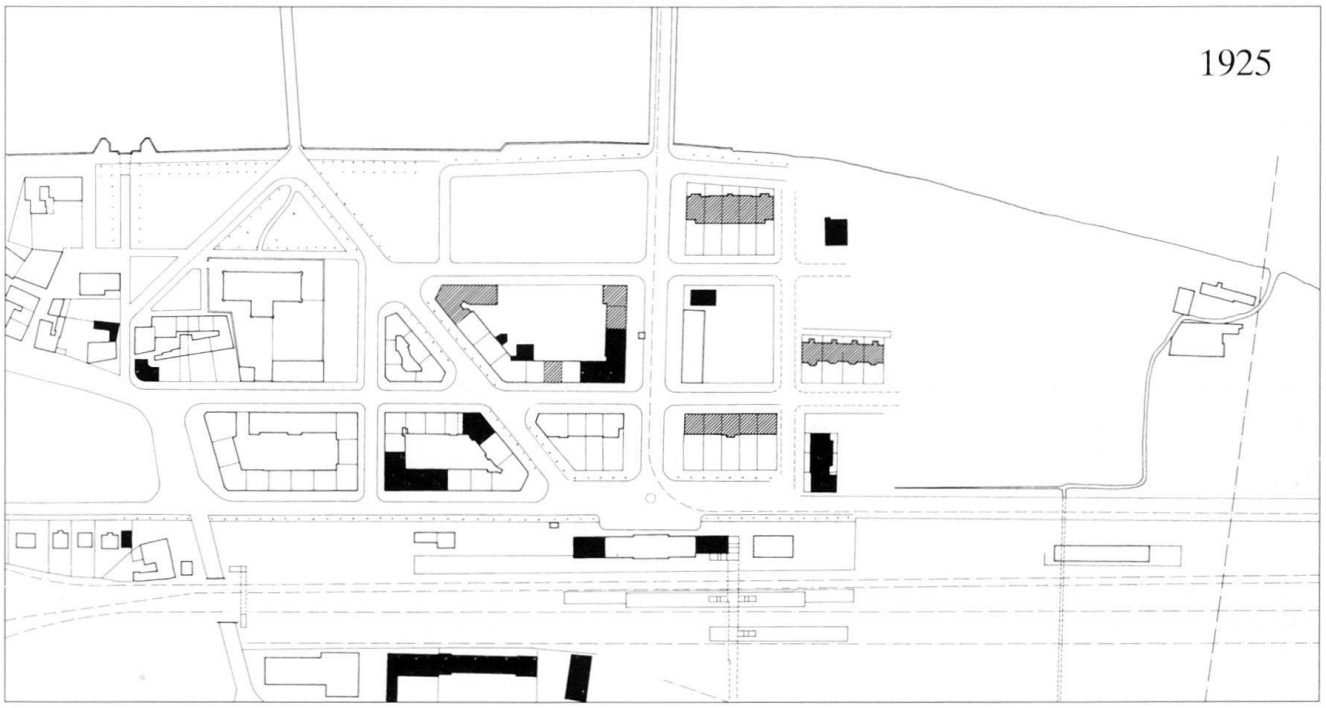


Abb. 35–36 Bauliche Entwicklung in Neu-Solothurn. Neu hinzugekommene Gebäude sind hervorgehoben: Die schraffierten Bauten stammen von Leopold Fein, die schwarzen von anderen Architekten. Rekonstruktionszeichnungen von Markus Hochstrasser. – Situation 1904. Mit Blockrandbebauung entsteht zwischen 1886 und 1904 das Quartier Neu-Solothurn. – Situation 1925. 1905 wird die Turnschanze eliminiert. 1925 kann die Rötibrücke dem Verkehr übergeben werden. Das Quartier Neu-Solothurn verdichtet sich zwischen 1905 und 1925.

weiter, was dem Quartier – zusätzlich zur diagonal gelegten Hauptbahnhofstrasse – eine unregelmässige Struktur verlieh.

Die Planer und Architekten orientierten sich in der Folge weniger an den monotonen Mietskasernen von Berlin oder am radikalen Pariser Städtebau der Haussmannzeit, sondern reagierten differenzierter und kleinstädtischer, wie das später Raymond Unwin[66] formulierte, der seine Städtebautheorie vom englischen Landschaftsgarten ableitete: «Die schönsten Gärten von allen sind, glaube ich, diejenigen, in denen der Landschafts-

gärtner seine Pläne nach einem einfachen und geordneten Entwurf bis zu einem gewissen Grade durchgeführt hat, und in denen der formale Rahmen oder die Einfassung der Entfaltung der freien Schönheit von Bäumen und Blumen, stehendem und fliessendem Wasser dienstbar gemacht worden ist. Die Landschaftsschule hat uns die Wichtigkeit sorgsamen Studiums der Lage und ihrer Möglichkeiten gelehrt. Die Ehrfurcht vor der natürlichen Schönheit, den Genuss an einer fernen Aussicht, die Schlichtheit der einfachen Behandlung, die Wirkung des Gegensatzes von eingeschlossenen und weiten, aussichtsreichen Flächen.»[67]
Analog zum englischen Garten entstand in Neu-Solothurn keine homogene Idealstadt, sondern ein natürliches Nebeneinander von Hofhäusern und Zeilen, von Bauten des Historismus, des Jugend- und des Heimatstils.
Was die Formensprache der einzelnen Bauten betrifft, prägte ein einziger Architekt das ganze Quartier, indem er nicht weniger als die Hälfte aller Häuser selber realisierte. Der Wiener Leopold Fein[68] liess sich 1897 als vierunddreissigjähriger Architekt in der Stadt nieder und baute zwischen 1898 und 1925 achtundzwanzig Häuser in Neu-Solothurn. So kann man hier in einem kurzen Rundgang quasi das ganze «Wiener Formenrepertoire» überblicken. Feins erste historistische Bauten entstanden 1898 an der Dornacherstrasse 27–29: Zwei aneinander gebaute fünfgeschossige Wohn- und Geschäftshäuser sind durch einen Ornamentfries in ein rustiziertes Ladengeschoss und Wohngeschosse mit Sichtbacksteinmauern unterteilt. Reich ornamentierte Fenster und Balkone zeichnen die Neugotikbauten aus, an denen schmale Öffnungen, Lisenen und Treppengiebel die Vertikale betonen. Auf beiden Seiten ergänzte Fein die Zwillingsbauten fünf Jahre später mit zwei Jugendstilbauten, die er durch Loggien und Schweifgiebel auszeichnete. Um die Jahrhundertwende nahm die Bautätigkeit zu, so dass die Häuserblöcke von der Hauptbahnhofstrasse bis zum Dornacherplatz entlang der Dornacherstrasse und der Niklaus Konrad-Strasse einheitlich im Jugendstil überbaut wurden. Die Baukunst der Jahrhundertwende, die sich selbst als Befreiung aus der Stilnachahmung verstand, blieb aber in Solothurn der sichtbaren Gestalt des Historismus verpflichtet.
Die Bahnhofstrasse verlangte eine prägnante Gestaltung als Hauptader des geschäftigen Quartiers. Die einzelnen Parzellen wurden um 1900 von verschiedenen Architekten aufwändig überbaut, so dass schliesslich ein stilgeschichtlich interessantes Ensemble entstand. Architekturelemente in dezentem Neubarock- und Neurenaissancestil vermischten sich mit solchen des Jugendstils und des

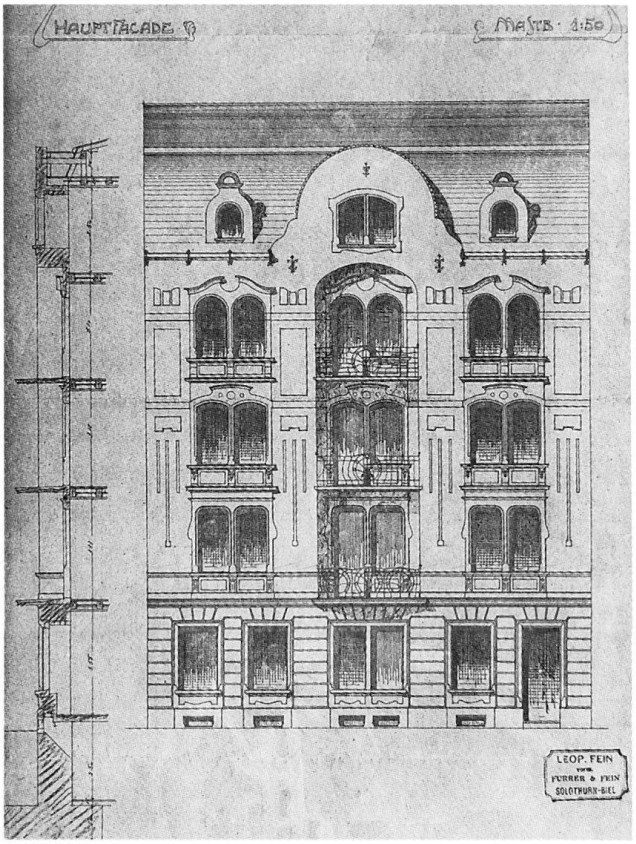
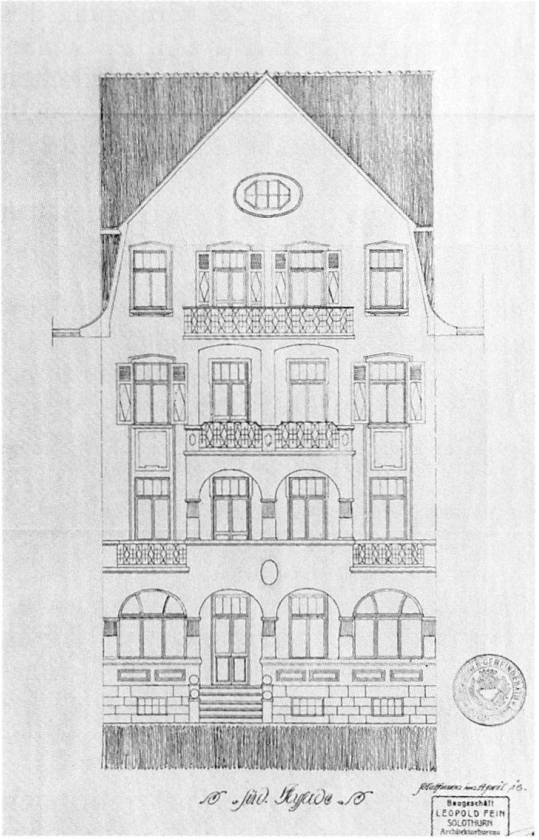


Abb. 37 Fassadenplan Dornacherstrasse 31, von Leopold Fein, 1903.

frühen Art déco. So wurde die knapp hundert Meter lange, meist viergeschossige Zeile lebendig gestaltet. Die Bauherren gaben sich kosmopolitisch gewandt und wünschten je nach Geschmack neubarocke Stadthäuser wie in Paris oder Jugendstilbauten nach Wiener Art.
Den wichtigsten Beitrag lieferte Leopold Fein 1905 an der Ecke Hauptbahnhof-/Schänzlistrasse (siehe Schänzlistrasse 2). Der fünfgeschossige Bau mit Schweifgiebel und Eckloggien ist mit bunten quadratischen Keramikplatten verziert und wirkt wie eine Hommage an Josef Hoffmann und die Wiener Werkstätten.
1907 setzte Fein auf den romantischen Heimatstil und schuf eine malerische Häusergruppe mit unterschiedlichen Ecktürmchen an der Niklaus Konrad-Strasse (Nrn. 22–30), deren Hauptfassaden und Vorgärten auf den Bahnhof ausgerichtet sind. Fünf Jahre später baute er eine ähnliche Zeile am Rötiquai. Wechselnde Giebelaufbauten, unterschiedlich ausgebildete Erker und plastische Schmuckelemente lockern die langen Zeilen auf und verstärken den Eindruck mehrerer selbständiger Hauseinheiten. Das Etagenwohnhaus in Neu-Solothurn orientiert sich an jenen Bestrebungen um die Jahrhundertwende, die das bürgerliche Wohnen – angeregt durch das englische Vor-



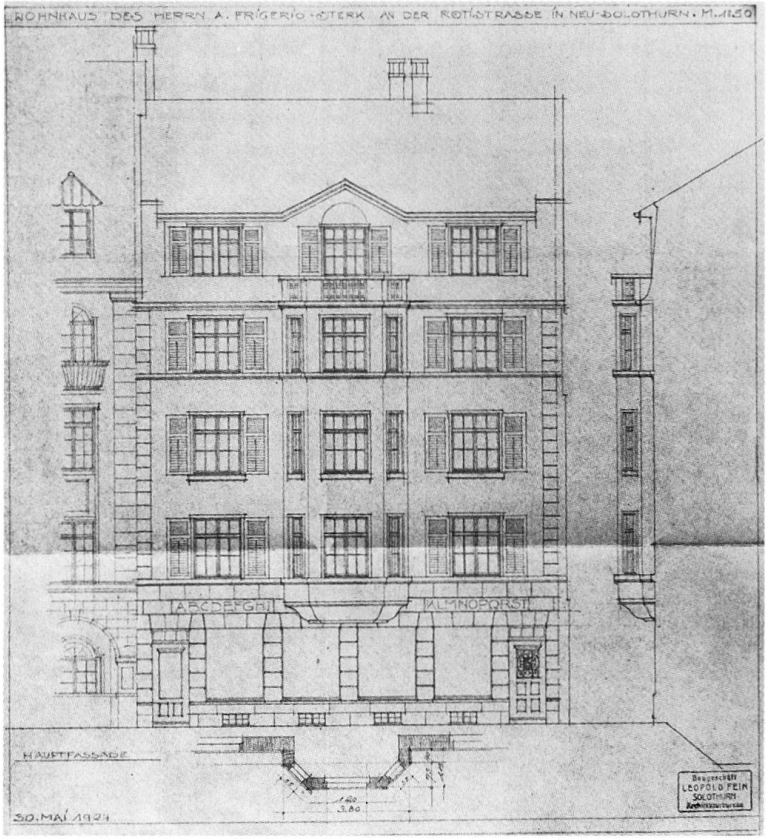


Abb. 38–39 Fassadenplan Rötiquai 18, Entwurf von Leopold Fein, 1915. – Fassadenplan Rötistrasse 5, von Leopold Fein, 1924–1925.

bild – zu reformieren suchten. Nicht nur in jedem Einfamilienhaus, sondern auch in jeder Etagenwohnung sollte sich der persönliche künstlerische Geschmack gebührend entfalten können. Unter dem Motto «Heimatschutz» vollzog sich in Neu-Solothurn um 1907 ein Paradigmenwechsel hin zu einer kulturellen Rückbesinnung. Statt der international bedeutenden Kunstdenkmäler, die für die anerkannten Stile des Historismus und des Jugendstils Vorbild waren, wandten sich die lokalen Architekten nun der alltäglichen Bautradition des «Bauernbarock» zu.

Ihren vorläufigen Abschluss fand die Quartierüberbauung 1920 mit Feins Baugruppe an der Waffenplatzstrasse 5–11, fünf aneinander gebauten viergeschossigen Mehrfamilienhäusern mit Mansardwalmdach. Da wollte er nicht auf die Loos'sche Kargheit setzen, sondern verzierte die nördlichen Treppenhaustürme und die südlichen polygonalen Erker in üppigem Art-déco-Stil. Den Sprung zur Moderne schaffte er wohl nicht mehr, und so übergab er sein erfolgreiches Büro 1926 seinem Sohn Nikolaus, der allerdings die Qualitäten des Vaters nicht mehr erreichen konnte. Erst die 1933 von Constantin von Arx erbauten ornamentlosen Wohnzeilen am Rötiquai 42–52 zeigen zaghaft erste Formen des Neuen Bauens.

Das neue Stadtviertel vermittelt ein abwechslungsreiches Bild mit unterschiedlichen Wohnblöcken und Zeilen, mit grosszügigen Höfen und lebendig gestalteten Fassaden. Peripher liegen die Verkehrsachsen mit der Dornacher- und der Rötistrasse. Neu-Solothurn steht als Beispiel für menschlichen Städtebau, wie ihn Vertreter des Schweizer Heimatschutzes proklamierten.[69] Das Quartier lebt letztlich auch vom reichen Formenvokabular, das von Historismus über Jugendstil bis Heimatstil reicht, und vom Charme der unterschiedlich dekorierten Bauten, die der Wiener Architekt – nomen est omen – *fein*-sinnig abstimmte. Entstanden ist ein nicht nur formal, sondern auch soziologisch äusserst lebendiges Bahnhofquartier, das 1912 eine gut durchmischte Gesellschaft aus Kaufleuten und Fabrikdirektoren einerseits, Handwerkern und Bahnangestellten anderseits bewohnte.[70]

2.4 Kulturbauten im Stadtpark

Streng klassizistisch, symmetrisch und zweieinhalbgeschossig sollte das neue Museum gemäss ersten Entwürfen von 1860[71] gebaut werden. Das Museumsprojekt von Alfred Zschokke[72] knüpfe an Vorbilder in Basel und Neuenburg an, betonte

Initiant und Komiteemitglied Georg Schlatter[73] und verwies auf die Gleichstellung von Handwerk, Kunst und Wissenschaft: «Wenn also der Plan unseres Museums für die Handwerkerschule Zeichnungs- und Modelliersäle einräumt, wenn er neben diesen Sälen noch für Räumlichkeiten sorgt, in denen an Sonntagen die jungen Handwerker Gelegenheit zu bildender Lektüre, zum Schreiben etc. finden, wenn für die Ausstellung ausgezeichneter Producte unserer Handwerker, wenn namentlich für die Ausstellung der Producte unserer Steingruben Räumlichkeiten angewiesen sind, so erhält das Handwerk nicht nur die ihm gebührende Ehrenstelle neben den übrigen Bildungselementen unserer Zeit, sondern unser Museum hat seine schöne Aufgabe gelöst, Mittelpunkt der geistigen und künstlerischen Bildung der verschiedenen Classen unserer Bevölkerung zu werden.»[74]
Die Gleichstellung von Handwerk und Kunst demonstrierten mehrere lokale Künstler schon früher, als sie gemeinsam an der Gewerbeausstellung von 1847 in der Kaserne teilnahmen. Im *Echo vom Jura* verwies der Berichterstatter auf die idealen Ausstellungsbedingungen für Kunstwerke und meinte, «es wäre dies ein schicklicher Platz für die schweizerische Gemäldeausstellung, die wir noch nie in hier zu sehen den Genuss hatten».[75] Erst sieben Jahre später zeigte der neu gegründete Kunstverein die Ausstellung in der Kaserne.[76]
Mit diversen Ausstellungen, der Gründung des Kunstvereins und dem Aufruf von Georg Schlatter kam die Forderung nach einem spezifischen Kunstmuseum auf. Aber die Zeit war noch nicht reif. Ein erstes kleines Stadtmuseum befand sich im Vestibül der Stadtbibliothek im Gemeindehaus an der Barfüssergasse, für das Domprobst Anton Kaiser 1849 einige Bilder «behufs Errichtung einer Kunstsammlung»[77] schenkte.
In den 1850er Jahren zeigte der Kunstverein einzelne Ausstellungen von Vereinsmitgliedern im Schulhaus im ehemaligen Jesuitenkollegium, und später präsentierte er Bilder im Kantonsratssaal des Rathauses. Jede Veranstaltung war Anlass, die Museumsfrage neu zu thematisieren: «Wenn der Kunstverein wiederum das Publikum in die gleiche Kunsthalle (gemeint ist die städtische Turnhalle) vor dem Baselthor einlädt, so geschieht es in der löblichen Absicht, immer und immer wieder der Einwohnerschaft unserer Stadt die Lösung einer Aufgabe ans Herz zu legen, die nicht unerschwinglich ist, mit der sich die Jetztlebenden des Danks vieler nachfolgenden Generationen versichern könnten.»[78]
Treibende Kraft der damaligen Kunstaktivitäten war Franz Anton Zetter-Collin. Auf seine Initiative kam eine Ausstellung[79] im neuen Postgebäude zustande. Für ihn war der Bau eines Ausstellungsgebäudes Bedingung, um in der vom Solothurner

Abb. 40 Blick auf Solothurn von Nordosten. Der Stadtpark erstreckt sich von der Riedholzschanze über das Museum und den Gemeinde- und Konzertsaal bis zur Reformierten Kirche. Flugaufnahme, ca. 1922.

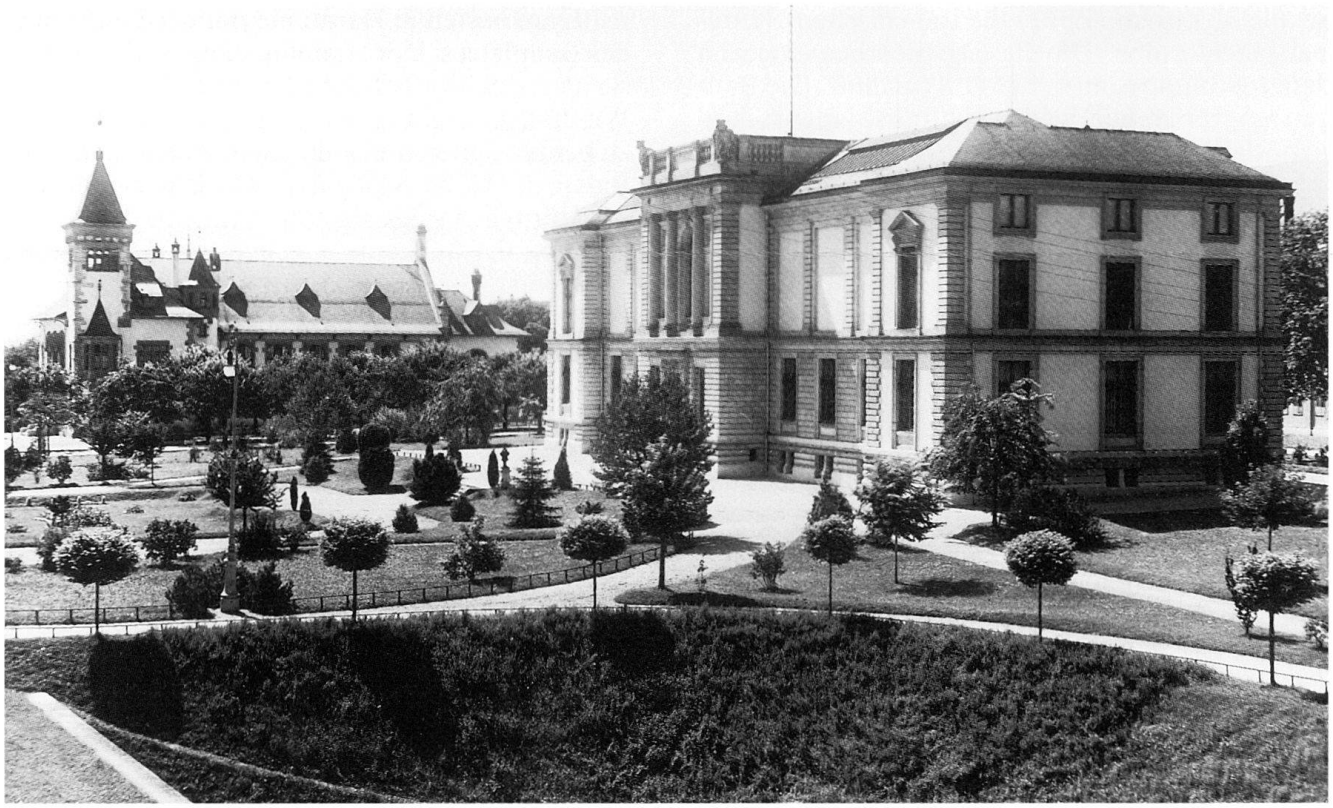


Abb. 41 Blick gegen Nordwesten auf den Stadtpark mit Museum und Gemeinde- und Konzertsaal. Fotografie um 1910.

Künstler Frank Buchser angeregten «Salonfrage» mitreden zu können. Nach Umbauprojekten für das Landhaus am Aarequai und für die Jesuitenkirche folgte 1894 eine Ausstellung in der Reithalle, über die auswärtige Zeitungen witzelten, die Kunst rieche etwas stark nach Pferdestall. Gekränkt nach soviel Geschmacklosigkeit reagierte die Einwohnergemeinde sofort und beschloss am 13. Oktober 1894 den Neubau eines Museums für Kunst, Geschichte und Naturgeschichte. Gleichzeitig sollte die Planung eines Gemeinde- und Konzertsaals im ehemaligen Schanzenareal an die Hand genommen werden.

Für die bauliche Entwicklung war ein einziger Architekt federführend, «der edle Mensch, die erstklassige Kämpfernatur»[80] Edgar Schlatter. Er war Sohn des ersten Kantonsschulrektors, besuchte das Gymnasium in Solothurn und studierte Architektur an den Polytechniken Stuttgart und Zürich sowie an der Ecole des Beaux-Arts in Paris. Als ihn der Stadtrat 1888 zum Stadtbaumeister wählte, begann er nicht als bedächtiger Beamter, sondern als unermüdlicher Kämpfer für die Verschönerung und Erhaltung seiner geliebten Stadt. Er baute den Gemeinde- und Konzertsaal und das Museum und übernahm gleich selber die Funktion eines umsichtigen Konservators. Er setzte sich engagiert für neue Kanalisationen, für die Erhaltung der St. Ursenbastion und für das mittelalterliche Stadtbild ein. Er hielt Vorträge wissenschaftlichen Inhalts, war Gründungsmitglied des Schweizer Heimatschutzes und schrieb Kritiken mit scharfer Feder. Nach dem Rücktritt als Stadtbaumeister 1907 setzte er sich nicht zur Ruhe, sondern arbeitete unermüdlich und erfolgreich als Architekt und Bauunternehmer zwanzig Jahre lang weiter.[81]

Zehn Tage nach dem Entscheid der Gemeindeversammlung vom 13. Oktober 1894 schrieb die Stadt zwei Wettbewerbe für das Museum im Schanzengürtel nördlich der Kantonsschule (damals im ehemaligen Ambassadorenhof, Riedholzplatz 3) und für den Gemeinde- und Konzertsaal südlich des Baseltors aus.[82] Der Zürcher Architekt Johann Metzger gewann den Museumswettbewerb vor allem dank den optimalen Raumverhältnissen in seinem Projekt: «Die Ausstellungssäle sind in den richtigen Dimensionen gehalten und kommunizieren direkt miteinander. Das Vestibül beim Haupteingang könnte durch die Anbringung von Glaswänden eine bessere Beleuchtung erhalten.»[83] Ausgehend von diesem Projekt entwarf Stadtbaumeister (und Jurymitglied) Edgar Schlatter den Ausführungsplan. Von Metzger übernahm er die räumliche Gliederung und das Oblicht, von der gegenüberliegenden Kantonsschule die Grösse und die axiale Ausrichtung und von Sempers Hoch-

schule in Zürich (ETH) die italienischen Neurenaissanceformen. Die Bauarbeiten begannen im Juni 1897 und zogen sich bis 1900 dahin: «Die Bauzeit mag für die heutigen Verhältnisse lang erscheinen, sie war jedoch durch den Zweck des Gebäudes geboten», beruhigte der verantwortliche Stadtbaumeister die Steuerzahler.[84]

Von Anfang an war Schlatter klar gewesen, dass die kunstwissenschaftliche Sammlung in die Nähe der Kantonsschule gehörte. Was den Gemeinde- und Konzertsaal betrifft, so war dem Entscheid der Gemeindeversammlung von 1894, einen Wettbewerb am Standort südlich des Baseltors durchzuführen, eine lange Diskussion vorangegangen.[85] Edgar Schlatter verwies später rückblickend auf die Komplexität der Bauaufgabe: «Hier kamen andere Interessen in Frage, die schon tief in die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ansprüche der Bevölkerung Wellen schlugen, ob mit Recht oder Unrecht lassen wir dahingestellt.»[86] Jede neue Platzsituation bedingte andere Studien und so zog sich die Projektierung des Gemeinde- und Konzertsaals mehr und mehr in die Länge. Das schliesslich gewählte, trapezförmige Grundstück südlich der Baselstrasse war wenig attraktiv. Als beste Lösung wählte das Preisgericht den Entwurf von Gustav Clerc aus La Chaux-de-Fonds aus: «Dieses Projekt steht, was die Disposition der Säle und die malerische Aussenarchitektur anbetrifft, am besten in Harmonie mit der Umgebung des Bauplatzes. Der Haupteingang ist zweckmässig nach der Baselstrasse gelegen und führt, durch Windfänge geschützt, in ein geräumiges Vestibül, zu beiden Seiten durch die Garderoben flankiert. Indem der kleine Saal auf der Ostseite einen halbkreisförmigen Abschluss erhält, ist in der Konfiguration der Säle eine angenehme Abwechslung geboten.»[87]

Auch diese Realisierung übernahm schliesslich Edgar Schlatter. Bis Mitte 1896 entwarf er diverse Ausführungspläne in neubarockem Stil für einen Gemeinde- und Konzertsaal südlich des Baseltors. Aber die Stadt Solothurn konnte sich bezüglich des Kaufpreises für den Bauplatz mit dem Kanton nicht einigen, so dass sie ein anderes Grundstück auswählen musste. Die Gemeindeversammlung vom 11. Juni 1897 brachte endlich die Lösung, den Saalbau an den Nordring zwischen die Reformierte Kirche und das geplante Museum zu verlegen. Die Stadt war bereits seit acht Jahren Besitzerin dieses ehemaligen Schanzenareals. Die Baupläne in neugotischem Stil verfasste wiederum Schlatter: «Es galt hier gegenüber dem Kantonsschulgebäude und der östlich anstossenden Bastion der ehemaligen Vaubanschen Festungswerke – beides Zeugen des einstigen französischen Ambassadorenhofes – sowie dem letzten noch bestehenden Rest der mittelalterlichen Stadtmauer bei

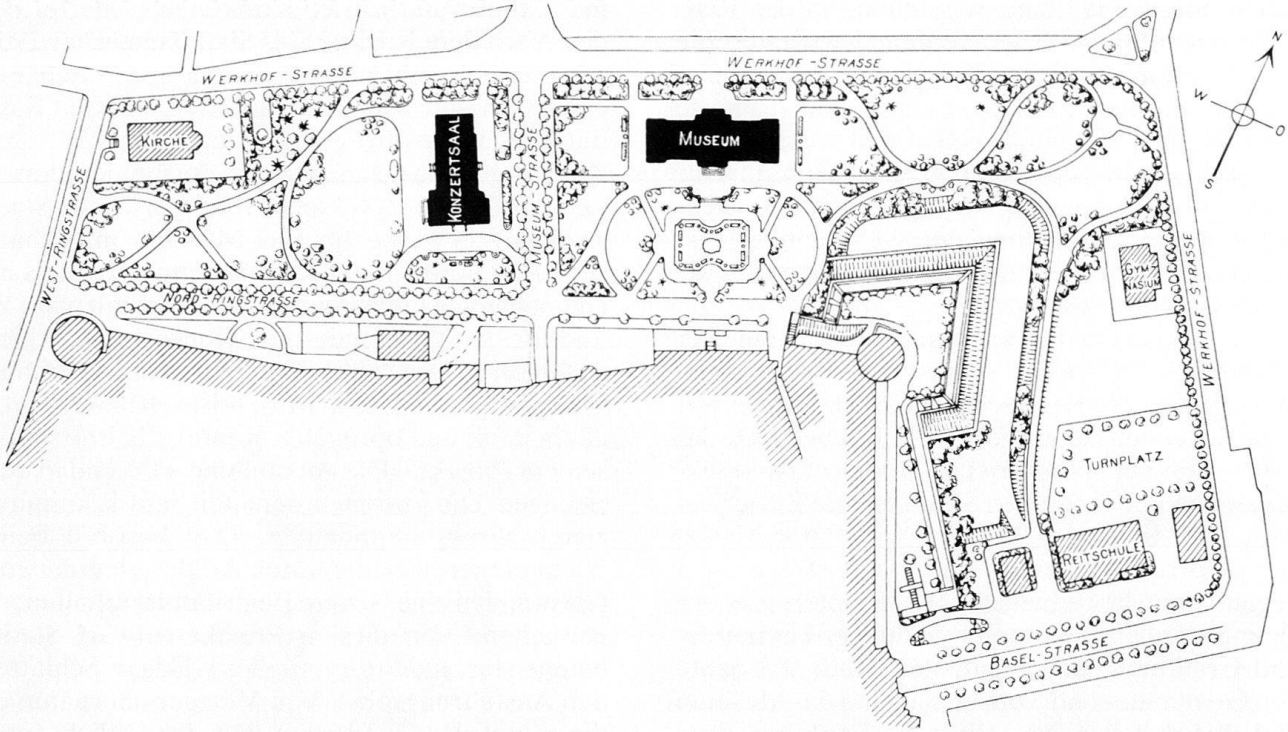


Abb. 42 Situation Stadtpark mit Reformierter Kirche, Gemeinde- und Konzertsaal, Museum, Gymnasium und Reithalle. *Schweizerische Bauzeitung*, 6.12.1902.

Ausführung der beiden Neubauten [Museum und Saalbau] den richtigen architektonischen Ausdruck zu finden. Der Architekt glaubt diese Aufgabe gelöst zu haben, indem er für das Museum eine im Sinne französischer Renaissance gehaltene Architektur und für den Saalbau die spätgotischen Formen zur Anwendung brachte.»[88] Die neugotische Formensprache wählte Schlatter nicht in erster Linie wegen der Nähe zu Ferdinand Stadlers Reformierter Kirche, sondern begründete sie folgendermassen: «Schon im frühesten Mittelalter bestand in den Herrscherburgen als Hauptgebäude der Saalbau, den man als ‹Palas› bezeichnete. Mit der späteren Zunahme der Autonomie der Städte, namentlich in Deutschland und in den Niederlanden, vom XIII. Jahrhundert an sehen wir die Ausbildung der Saalbauten zur höchsten Blüte gelangen, so namentlich in den Rathausbauten, wo dieselben zur Vornahme öffentlicher Regierungshandlungen wie auch bei Festanlässen der Bürgerschaft dienen mussten.»[89] Mit Bezug auf diese Vorbilder war für Schlatter die Anwendung der neugotischen Formensprache naheliegend, zumal sie auch für die Verteilung der Fensterachsen mehr Freiheiten zuliess.

Die feierliche Eröffnung fand am 22. Juli 1900 mit der Aufführung der *Schöpfung* von Joseph Haydn statt. «Die erste an einen Konzertsaal zu stellende Anforderung ist die einer guten Akustik. Um in dieser Beziehung die nachteilige Wirkung der tonnengewölbten Decke des grossen Saals aufzuheben, wurde bei der Planierung der Gipserarbeiten darauf bedacht genommen, glatte Flächen so viel als möglich zu vermeiden. Die Decke wurde daher mit einem reichen Netz von Rippen überspannt und die Wandflächen ebenfalls fein gerippt, um derart durch die Menge der Erhabenheiten der Oberfläche die störenden Reflexe zu zerstreuen. Durch diese Massnahmen, sowie durch andere Faktoren, wurde der Zweck eines akustisch günstig wirkenden Raumes vollkommen erreicht. Die ganze farbige Dekoration des grossen Saales ist so einfach als möglich, nur in rot und weiss gehalten. Der kleine Konzertsaal hat eine sichtbare Holzbalkendecke mit Verschalung, alles in der natürlichen Farbe des Holzes, die Wände sind in mattem grün gehalten.»[90]

Während rund fünfzig Jahren diente das «Museum der Stadt Solothurn» den drei Abteilungen Kunst, Geschichte und Naturgeschichte. 1952 wurde die historische Abteilung ins renovierte Barockschloss Blumenstein verlegt. Seit 1981 ist das Naturmuseum in der umgenutzten Knabenschule am Klosterplatz untergebracht, was schliesslich den Umbau von Schlatters polyfunktionalem Kulturpalast zum reinen Kunstmuseum möglich machte. Ur-

Abb. 43 Blick gegen Osten zu Landhausquai, Wengibrücke und Unterem Winkel. Aquarell von Ferdinand Hodler, 19. August 1878. ZBS.

sprünglich waren die Säle der Kunstabteilung intensiv farbig. Aber die neue Kunst des 20. Jahrhunderts mit schlichter Rahmung passte nicht mehr in diese üppig ausgemalten Räume, so dass die Wände in den 1930er Jahren ihre Farbigkeit verloren.

Die Kunstsammlung hat ihre Wurzeln in der Sammeltätigkeit des 1850 gegründeten Kunstvereins Solothurn. Rasch begann der Verein – ohne grosse finanzielle Mittel – seine Sammeltätigkeit aufzunehmen, indem er wichtige Kunstwerke vor einer Abwanderung aus der Region bewahrte und seine Mitglieder zu Schenkungen und Legaten aufforderte. Der Verein prägte nicht nur Teile des heutigen Bestandes, sondern bereicherte die Sammlung mit zwei Hauptwerken. Vom Kloster St. Josef erwarb er das um 1425 vom Frankfurter «Meister des Paradiesgärtleins» geschaffene Bild *Madonna in den Erdbeeren*. 1864 entdeckten Franz Anton Zetter(-Buss) und Frank Buchser in der Allerheiligenkapelle in Grenchen ein Tafelgemälde mit der Darstellung der Madonna mit Kind (*Solothurner Madonna*), das Hans Holbein der Jüngere 1522 gemalt und signiert hatte. 1879 gelangte die Sammlung des Kunstvereins als «öffentliche, unveräusserliche Sammlung» in den Besitz der Stadt, die ihrerseits Raum für die neue städtische Sammlung versprach. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts setzte sich die Kunstsammlung des Museums aus dem Besitz der Stadt, der Sammlung des Kunstvereins, Deposita des Bundes, des Kantons und der Gottfried-Keller-Stiftung zusammen. Es war anfänglich eine Sammlung von eher regionaler Bedeutung. Das änderte sich schlagartig, als Solothurner Kunstfreunde ihre Sammlungen in Stiftungen zugunsten des Museums umwandelten: 1964 wurde die Dübi-Müller-Stiftung errichtet, 1970 folgten die Josef-Müller- und die Max-Gubler-Stiftung. Schnell wuchs die Sammlung um rund 300

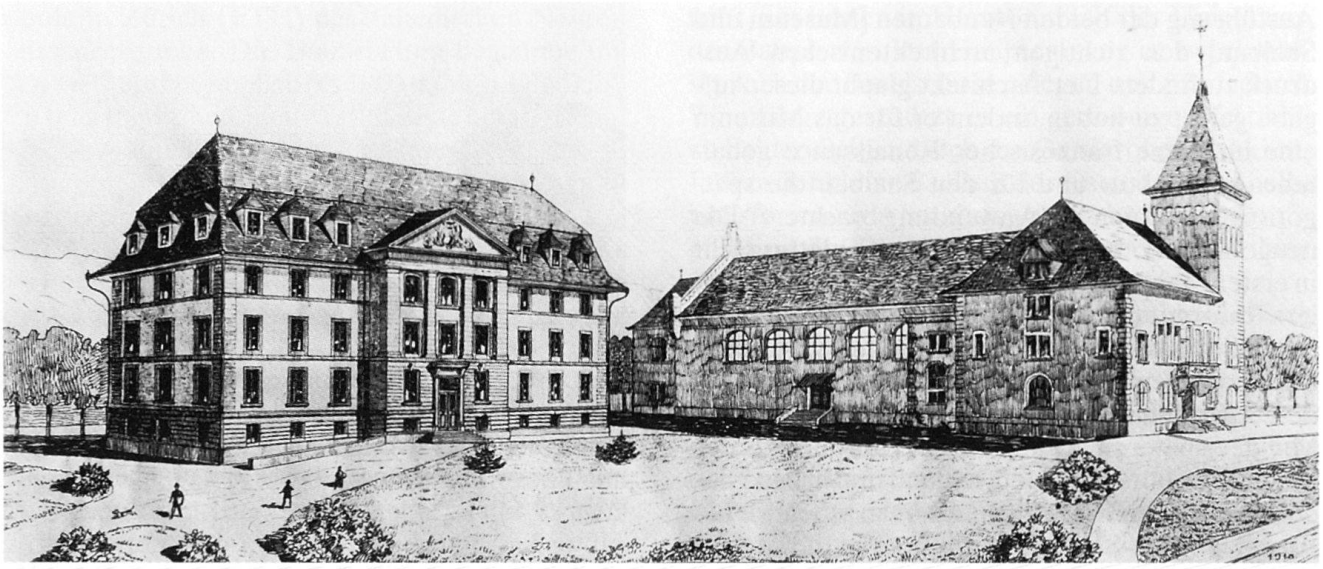


Abb. 44 Entwurf (Ansicht, nicht ausgeführt) für ein Gemeindehaus neben dem Konzertsaal, von Edgar Schlatter, 1918.

bedeutende Kunstwerke, was – nach der bereits 1952 erfolgten Verlegung der historischen Sammlung ins Schloss Blumenstein – auch die Auslagerung der naturhistorischen Abteilung und den Umbau in ein spezifisches Kunstmuseum rechtfertigte.[91]

Vor allem die Geschwister Gertrud Dübi-Müller und Josef Müller bereicherten die Solothurner Kunstsammlung und begleiteten das aktuelle Kunstschaffen mit Neugier und entschlossenem Handeln. Die emanzipierte Gertrud Müller, Tochter des bekannten Solothurner Schraubenfabrikanten, bestellte 1911 ein Auto in Genf und meldete sich bei dieser Gelegenheit bei ihrem Freund, dem Künstler Ferdinand Hodler. Das Ganzfigurenportrait im rosaroten Seidenkleid, das er bei der Wiederbegegnung auf eigenen Wunsch malte, markierte den Anfang einer intensiven Beziehung, die in verschiedenen Bildern, zahlreichen Fotografien und einer regen Korrespondenz ihren Niederschlag fand: «Ich bin ganz verliebt in das freundliche Gesicht, machen Sie, dass Sie immer meinem Portrait gleichen, und kommen Sie, ich muss Sie wieder sehen»,[92] schrieb der 58-jährige Hodler kurz nach Vollendung des lebensgrossen Bildnisses der 23-jährigen Solothurnerin.

Nachdem der Gemeinde- und Konzertsaal nicht – wie ursprünglich vorgesehen – vor das Baseltor gestellt wurde, suchte die Stadt später für das gleiche Grundstück eine neue Nutzung. Sie schrieb 1914 einen Wettbewerb für ein neues Stadthaus aus.[93] Die Planung östlich der Altstadt hätte mit dem dominanten Stadthaus gleichzeitig eine ganze Quartierüberbauung nach sich ziehen sollen. Otto Rudolf Salvisberg in Berlin und die Gebrüder Bräm aus Zürich wurden ex aequo mit dem zweiten Preis ausgezeichnet. Salvisberg konnte seinen neubarock-klassizistisch inspirierten Entwurf weiterentwickeln und gestaltete die Stadterweiterung als aufgelockerte Überbauung mit Heimatstilelementen und urbanen Akzenten. Der erste Weltkrieg und die schlechte Finanzlage der Stadt verhinderten aber die Realisierung dieses ehrgeizigen Bauvorhabens.[94] Und wieder war es der umtriebige Edgar Schlatter, der 1918 ein Alternativprojekt im Stadtpark vorschlug, indem er ein neubarockes Stadthaus zwischen die Reformierte Kirche und den Konzertsaal einfügen wollte. Auch dieses Projekt gelangte jedoch nicht zur Ausführung.

Bereits im November 1893 schrieb die Stadt einen Wettbewerb für die Gestaltung einer öffentlichen Gartenanlage im aufgefüllten Schanzengraben aus.

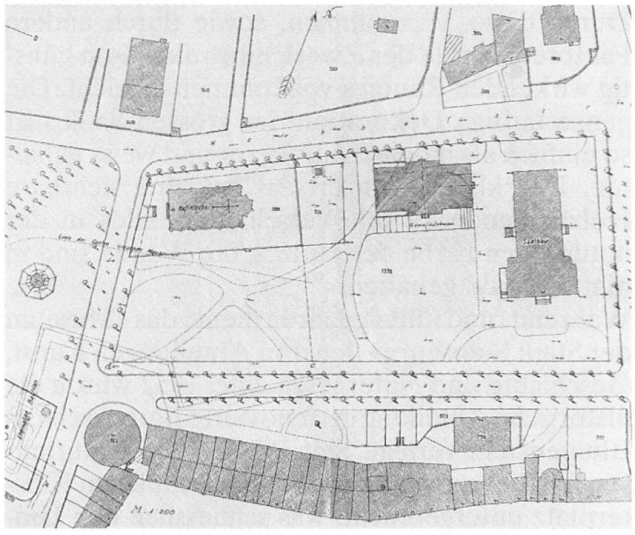


Abb. 45 Entwurf (Situation, nicht ausgeführt) für ein Gemeindehaus neben dem Konzertsaal, von Edgar Schlatter, 1918.

Der Verfasser des erstprämierten Entwurfs, Landschaftsgärtner Carl Falkner aus Basel, suchte eine Synthese zwischen englischem Landschaftsgarten und streng französischer Parkanlage. Als dann die Standorte von Museum und Saalbau definitiv bestimmt waren, führte der Genfer Landschaftsgärtner Jules Allemand die überarbeitete und erweiterte Parkgestaltung aus.[95] (Abb. 159) Nach rund fünfzig Jahren Engagement des Kunstvereins für ein Museum entstand an zentraler Lage ein eindrückliches Kulturensemble. Noch heute sind die Reformierte Kirche, der Konzertsaal, das Kunstmuseum, das ehemalige Werkhofschulhaus sowie die Reithalle von einer sechs Hektare grossen Grünfläche und Resten des barocken Schutzwalls (Riedholzschanze) umfasst.
Was sich die Solothurner damals leisteten, ist national kaum vergleichbar. Einzig die Stadt Winterthur kann etwas Ähnliches vorweisen mit der unmittelbaren Nachbarschaft von Knabenschule/Stadtbibliothek (heute Stiftung Oskar Reinhart), Schulhaus Altstadt und Sempers Stadthaus, deren drei monumentale Gebäude auf Initiative des 1899 gegründeten Verkehrs- und Verschönerungsvereins mit einem gepflegten Grüngürtel ergänzt wurden.[96] Repräsentative Kulturbauten in einem grosszügigen Stadtpark und aufgereiht an einer Ringstrasse – das verbindet Solothurn letztlich mit der grossartigen Stadterweiterung der 1860er Jahre in Wien.

2.5 Scharniere, Schrauben, Uhren und Steinblöcke

Das Protokoll der Solothurner Handelskammer von 1822,[97] eine Übersicht Strohmeiers von 1840[98] und die Industriekarte Wartmanns von 1850[99] verdeutlichen, dass der Kanton Solothurn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ausgesprochenes Agrarland war. Was Handwerk und Gewerbe produzierten, diente primär der Selbstversorgung. Drei Pioniere standen in dieser Zeit im Vordergrund und sorgten für eine rasche Einführung der Industrialisierung: In Gerlafingen gründete Ludwig von Roll 1823 die Eisenwerke,[100] in Schönenwerd begann Carl Franz Bally 1851 mit der Schuhherstellung,[101] und in Grenchen eröffnete Urs Schild 1856 die erste grössere Uhrenfabrik, die spätere Firma Eterna.[102] In dieser Zeit nahmen die Patrizier in der Stadt Solothurn die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse noch wenig zur Kenntnis. Zusätzlich erschwerten die Zunftbestimmungen und ein Niederlassungsverbot für französische Widerstandskämpfer die zögernd einsetzende Industrialisierung.

Die sich verändernden politischen Verhältnisse lassen sich am besten im Druckereigewerbe ablesen. Anfänglich dienten die Erzeugnisse des Buchdrucks dem regierenden Patriziat als unentbehrliches Propagandamittel. Mit Franz Josef Gassmann wurde 1780 für die hochobrigkeitliche Buchdruckerei ein Lehensträger gewählt, der einer revolutionär gesinnten Gruppe des Bürgertums angehörte und einen neuen Geist der Aufklärung vermittelte. Neben der Druckerei führte Gassmann eine Leihbibliothek, eine Buchhandlung sowie einen Schreibmaterialladen. Schliesslich gilt er auch als Pionier im solothurnischen Zeitungswesen, gab er doch 1788 als Redaktor, Setzer, Drucker und Verleger die erste Zeitung, das *Solothurnische Wochenblatt,* heraus. Nach 1840 entwickelte sich die Firma Jent & Gassmann (Gurzelngasse 17) zu einem leistungsfähigen Grossbetrieb.[103] Die neue Staatsverfassung von 1831 verlangte die Aufhebung der Zensur und ermöglichte damit weitere Zeitungs- und Druckereigründungen. Neben Gassmann arbeiteten in Solothurn zusätzlich die Druckereien von Ludwig Vogelsang und Franz Vogelsang-Graff sowie von Franz Josef

Abb. 46 Glaswaren-Fabrik Tugginer & Cie. Reklamekarte von 1868.

Tschan, die in den 1830er Jahren die konservative Zeitschrift *Schildwache am Jura* und das liberale *Solothurner Blatt* druckten. 1842 nahm die Zepfel'sche Buchdruckerei den Betrieb auf (Goldgasse 8–10). Franz Xaver Zepfel begann mit dem Disteli-Kalender. Nach dem Tod des bekannten Zeichners Martin Disteli 1844 verlegte er verschiedene Oppositionsblätter. Fünf Jahre später war er Herausgeber der freisinnig-unabhängigen *Neuen Solothurner Zeitung*, 1852 des jungdemokratischen *Solothurner Landboten* und 1862 des *Solothurner Tagblatts*.[104] 1886 folgte die konservative Buchdruckerei Union (Wengistrasse 18), 1894 Emil Gigandet (Seilergasse 6) und 1906 die Firma Vogt-

Abb. 47 Abteilung Werkzeugbau der Firma Glutz, um 1904.

Schild (Dornacherstrasse 35–39),[105] die am 15. März 1907 die erste *Solothurner Zeitung* als offizielles freisinnig-demokratisches Organ druckte und herausgab. 1935 übernahm Vogt-Schild zusätzlich das *Solothurner Tagblatt*.

Trotz der Aufhebung der Zünfte 1834 spürten innovative Unternehmer noch wenig von einer aufkommenden liberalen Haltung der Politiker. So stellte Theodor Daguet bereits ein Jahr später auf kleingewerblicher Basis ein schlierenfreies Flintglas her, dessen Bedeutung die Stadt Solothurn nicht erkannte. 1857 musste Daguet wegen der Linienführung der Centralbahn seine Schmelzerei in der Nähe des Westbahnhofs aufgeben. So zog er um 1860 in seine Vaterstadt Freiburg i.Ue., wo er einen erfolgreichen Betrieb gründete. Die 1868 eröffnete Glasfabrik von Arthur Tugginer (Weissensteinstrasse 21), die serienmässig Flaschen und Gläser fabrizierte, konnte den Verlust von Daguets Betrieb nicht kompensieren. Wegen Misswirtschaft und schlechtem Management musste das Unternehmen bereits nach drei Jahren die Tore schliessen.

Die 1857 eröffnete Eisenbahnlinie Herzogenbuchsee–Solothurn–Biel gab den Gewerbetreibenden Auftrieb zur industriellen Entwicklung. Der weitsichtige Augsburger Kaufmann Ludwig August Riedinger liess drei Jahre später Kohlen aus dem Ruhrgebiet nach Solothurn transportieren und in seinem neuen Gaswerk im südlichen Chantierareal verarbeiten (Ritterquai 15). Ein Konzessionsvertrag regelte die Verteilung zwischen der Aktiengesellschaft und der Stadt. 1903 übernahm die öffentliche Hand das 43 Jahre alte, privatwirtschaftlich aufgebaute Gaswerk.

1863 gründete Viktor Glutz von Blotzheim eine Fabrik für Schlösser und Baubeschläge gegenüber dem Westbahnhof (Dammstrasse 59). Mit 300 Arbeitern stellte die Firma im Jahr 1900 ausser Schlössern und Fischbändern auch Tür- und Fensterbeschläge, Haushaltartikel, Werkzeuge sowie Artikel für Militär und Sport her. Stolz vermerkte die Firma 1963 rückblickend: «Im Jahre 1897 wird die Fabrik bedeutend erweitert. Als erstes Unternehmen in der Schweiz errichtet Glutz einen Shedbau. Gleichzeitig stattet sie ihre Fabrikationsanlagen mit dem damals modernsten Rüstzeug aus, um der ausländischen Konkurrenz den Schweizer Markt mit Erfolg streitig machen zu können.»[106]

Der Weg bis zur ersten grösseren Uhrenfabrik in Solothurn war lang und steinig. Zwar registrierte die Statistik bereits 1837 sechs Uhrmacher in der

Stadt Solothurn gegenüber neun im übrigen Kanton. 1839 gab das *Solothurner Wochenblatt* den Anstoss für die Gründung eines Aktienvereins für Uhrenfabrikation. Dreizehn Jahre später nahm der Gewerbeverein die Idee wieder auf und legte dafür ein Kapital von 30 000 Franken vor. Eine Verwaltungskommission lockte durch das Versprechen von Unterstützungen und Niederlassungsvergünstigungen fremde Facharbeiter in die Aarestadt. Ähnlich wie in Grenchen ergriff endlich eine starke Persönlichkeit die Inititative. Im Jahre 1873 begründete der Industrielle Johann Kottmann im benachbarten Langendorf eine Ebauches-Uhrenfabrik, die schnell vergrössert und zur Gesamtfabrikation ausgebaut wurde. Das Unternehmen strahlte auf die kantonale Metropole aus und sorgte dort für weitere Neugründungen. Die Fabrik für Präzisionsschrauben und Drehteile von Müller & Schweizer (später Sphinxwerke AG, Werkhofstrasse 23–25) nahm 1876 ihren Betrieb mit 20 Personen auf. Der aus dem Waldenburgertal stammende Erfinder Jakob Schweizer entwickelte eine Maschine, die kleine Drehteile automatisch und in grösster Präzision herstellte. Er zeigte die Maschine Josef Müller-Haiber, der seine Schanzmühle unverzüglich in eine Schraubenfabrik umbaute. Josef Müller schuf das metrische Einheitsgewinde, das bald überall Eingang fand und sich zum Normgewinde entwickelte. 1881 folgte die Inbetriebnahme einer Filiale in Oberdorf und neun Jahre später waren an beiden Standorten schon 200 Personen beschäftigt.

Der weitblickende Solothurner Industrielle Josef Müller-Haiber liess im Jahre 1886 mit Hilfe des findigen Ingenieurs Charles Brown an der Oesch bei Kriegstetten ein elektrisches Kraftwerk erbauen. Den erzeugten Gleichstrom von 50 PS übertrugen sie mit einer Spannung von 2000 Volt auf einer Freileitung von rund acht Kilometern Länge in die Schanzmühle an der Werkhofstrasse. Die Inbetriebnahme dieser ersten elektrischen Kraftübertragungsleitung der Schweiz sorgte damals für grosses Aufsehen und wirkte als Signal für eine sprunghafte Entwicklung in der Elektrizitätsversorgung. Die maschinelle Fabrikation von Schrauben und Drehteilen für Uhren beschränkte sich nicht auf Müllers Firma. Es folgten bald weitere Gründungen, die später auch Präzisionsschrauben und Drehteile für Brillen, Apparate, Schreibmaschinen, Armaturen und Waffen herstellten: 1894 entstanden die Firmen Theodor Meyer & Cie (Grenchenstrasse 22) sowie Sauser, Jaeggi & Cie (Fabrikstrasse 4), 1895 Loreto AG (Florastrasse 14) sowie Brandt & Studer (Loretostrasse 22), 1902 Müller & Hänggi (Biberiststrasse 24), 1914 Delta & Co, 1917 Müller & Studer.

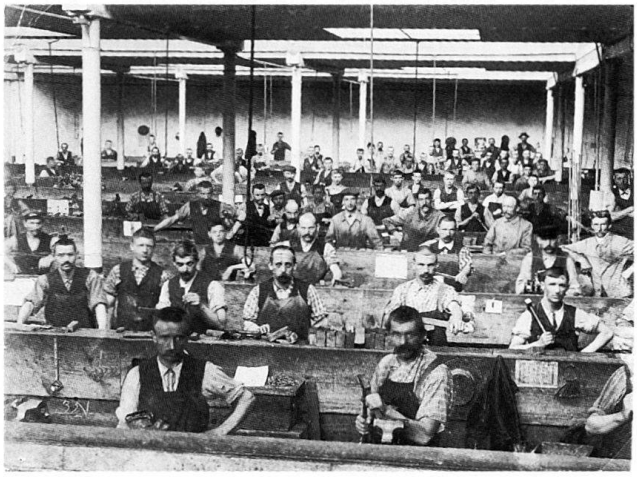


Abb. 48 Abteilung Türschloss der Firma Glutz, um 1900.

Vorläufer der eigentlichen Uhrenindustrien waren kleinere Ateliers, die Uhrmacher aus den Fabriken Langendorf und Grenchen betrieben. 1866 gründete Josef Roth eine Werkstatt im Greibenquartier (Mittlere Greibengasse 5), die lediglich zusammengekaufte Uhren und Uhrenbestandteile revidierte. Trotz eines Finanzskandals und anschliessender Liquidation von Roths Geschäft im Jahre 1895 verdankten die Uhrenfabrik Langendorf und die Uhrmacherschule Solothurn ihre Entstehung der Anregung Roths. Am 12. Juli 1884 nahm die Uhrmacherschule[107] an der Bielstrasse 29 ihren Betrieb auf. Vier Jahre später gründete Fritz Meyer eine erfolgreiche Uhrenfabrik, die spätere Firma Roamer Watch AG (Weissensteinstrasse 81–87). Meyer übernahm 1916 die 1903 gegründete Firma Tièche-Gammeter (Türmlihausstrasse 40), 1923 die sechs Jahre alte Firma Karl Jäggi (Roamerstrasse 4) und 1926 die 1899 gegründete Schalenfabrik (Roamerstrasse ohne Nr.).[108] Mehrere kleinere Etablissages[109] liessen sich im neuen Industriequartier nieder: 1891 Johann B. Bourquard (Industriestrasse 5) und F. H. Sandoz (Industriestrasse 11), 1898 Strausack-Sieber (Industriestrasse 14–16). Zahlreiche Betriebe gingen nach kurzer Zeit wieder ein. Einzig die Solothurner Fabriken von Fritz Meyer (Roamer AG) und Johann Bourquard (Liga AG) sowie die Firma Ebauches in Langendorf vermochten sich bis in die 1970er Jahre zu halten und weiterzuentwickeln.

Um die Jahrhundertwende ergänzten sich die Uhren-, Décolletage-, Maschinen- und Apparateindustrie gegenseitig optimal. 1907 beschäftigten die drei grössten Firmen 758 Arbeiterinnen und Arbeiter, nämlich die Präzisionsschrauben Müller & Cie (spätere Sphinxwerke) 380, die Schlossfabrik Glutz von Blotzheim 258 und die Uhrenfabrik Meyer & Stüdeli 120 Personen.[110] Sämtliche Solothurner Fabriken für Uhren und Uhrenbestand-

Abb. 49 Steinwerke St. Niklaus, um 1930.

teile begannen bescheiden, häufig als kleine Familienbetriebe, und entfalteten sich in kleinen Schritten. Nirgends entstanden im grossen Stil geplante, von starken Finanzgruppen unterstützte Industriewerke. In Anpassung an die schweizerischen Verhältnisse vergrösserten sich die solothurnischen Betriebe kontinuierlich. Die frühe Verwendung von automatischen Maschinen gab der Industrie im Vergleich zu den Kantonen Neuenburg und Jura einen beruhigenden Vorsprung.

Auch verschiedene Unternehmen der Nahrungs- und Genussmittelbranche liessen sich auf Solothurner Boden nieder.[111] Nebst bedeutenden Asphalt-[112] und Holzfirmen[113] kamen weitere Unternehmen mit Präzisionsfabrikaten dazu: Nach seinen Gründungen in Bettlach und Derendingen baute Josef Meyer 1893 seine dritte Maschinenfabrik in Solothurn (Rötistrasse 4). Er spezialisierte sich auf Mühlenbau, und nach seinem Tod 1911 führten die Söhne das Unternehmen weiter unter dem Namen Otto Meyer & Cie. Weitere Maschinenfabriken folgten: 1912 Bühlmann & Simonet (Grenchenstrasse 12), 1919 Agathon AG. Die 1895 gegründete Schweizerische Gasapparatefabrik (Rosenweg 6) fabrizierte anfänglich Heizplatten, später Kochherde für Familien und Hotels sowie Heizöfen.[114] Das Fabrikationsprogramm der 1917 gegründeten Scintilla AG (Bürenstrasse 5) umfasste Zündapparate, Dynamos, Anlasser und elektrische Zubehörapparate für Flugzeuge, Automobile, Motorräder und Motorboote. Im Krisenjahr 1922 folgte auf Initiative des nachmaligen Bundesrats Hermann Obrecht die Autophon AG Solothurn (Ziegelmattstrasse 3). Das Unternehmen befasste sich als erste schweizerische Fabrik mit dem Bau von automatischen Telefonanlagen, wobei es zuerst mit Lizenzen eines deutschen Unternehmens arbeitete.

Schon die Römer kannten den Solothurner Kalkstein und seine vielfältige Verwendbarkeit. Mit der Niederlassung von Caspar Bargetzi aus Feldkirch um 1750 begann eine unvergleichliche Erfolgsgeschichte einer ambitionierten Familie. Als die Stadt die fünf in Betrieb stehenden Steinbrüche im Jahre 1838 neu verpachtete, übernahmen Caspars Urenkel Josef und Urs Josef Bargetzi die zwei wertvollsten, welche der Gemeinde je 411 Franken Zins eintrugen (siehe Obere Steingru-

benstrasse).[115] Die 1840 neu aufgedeckte Grube St. Niklaus ging ebenfalls an Urs Josef Bargetzi. Bei der Verpachtung von 1859 verstärkte sich der Einfluss der Familie weiter, denn vier von fünf Steinbrüchen lagen in den Händen der Bargetzis,[116] die nun jährlich rund 10000 Franken Pachtzins zahlten. In dieser Zeit erlebte die Solothurner Steinindustrie einen enormen Aufschwung. Die neue Eisenbahn erlaubte es, grosse Quadersteine für Brücken, Brunnen und Repräsentationsbauten schneller und bequemer in andere Städte zu transportieren. War die Nachfrage für Hausteine einmal rückläufig, so kompensierte die Familie Bargetzi den Rückgang mit den begehrten Steinmetzarbeiten. Nebst diversen Grabsteinen und Denkmälern zieren gemeisselte Brunnenstöcke und -schalen aus ihrer Produktion auch heute noch zahlreiche Plätze in der Schweiz sowie im angrenzenden Ausland. Häufig geschildert wurde der spektakuläre Transport des Delphinbrunnens, den vierzig Pferde und vier Stiere 1866 nach Gebweiler im Elsass schleppten. Dabei brachten die Bargetzis einen legendären Steintransportwagen mit einer Länge von rund zehn Metern, mit mächtigen Rädern von anderthalb Metern Durchmesser und einem Gewicht von 3,2 Tonnen zum Einsatz. Um 1890 verschlechterte sich die Auftragslage, die Pachtsumme aller Solothurner Steinbrüche sank beträchtlich, wobei der Steinbruch Kreuzen von Johann Bargetzi-Borer noch der rentabelste war. Die schlechte Steinqualität und der relativ hohe Preis des «Solothurner Marmors» sorgte für eine tiefe Krise. Erst um 1930 leitete Arnold Bargetzi mit neuen Abbau- und Verarbeitungsmethoden den lang ersehnten Aufschwung ein. 1948 wandelte er die Firma in eine Aktiengesellschaft um und baute sie in den fünfziger Jahren zu einem der grössten Natursteinwerke der Schweiz aus.

Die verschiedenen Industriebetriebe verteilten sich zunächst über das ganze Stadtgebiet von Solothurn. Erst das verbindliche Baureglement von 1939 schied Industriezonen aus: «Zone IV wird als

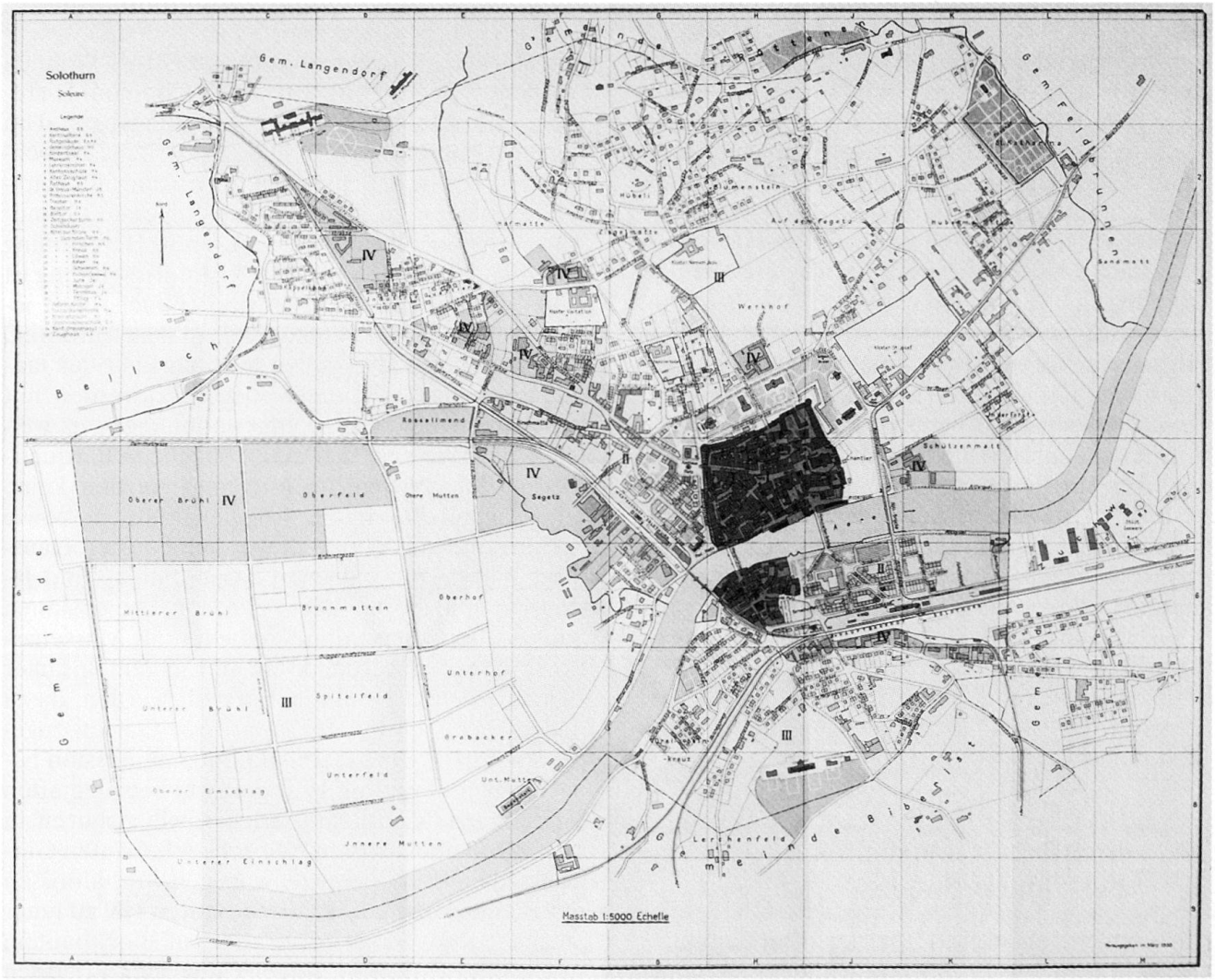


Abb. 50 Zonenplan (März 1930) als Beilage im Baureglement der Einwohnergemeinde Solothurn, 1939.

Abb. 51 Arbeiterhäuser im Dilitschquartier, erbaut 1918–1919 als wichtige Prototypen für den kommunalen Wohnungsbau. Fotografie von Hans König.

Industriegebiet erklärt und es sind daselbst alle gewerblichen Anlagen zulässig, soweit solche allfällig gesetzlichen Vorschriften nicht widersprechen und der Gemeinderat einem solchen Baugesuch die Genehmigung erteilt.»[117] Im Westen der Stadt liegt das Industrieareal der Firma Glutz gegenüber dem Westbahnhof. Als mögliche Erweiterung sieht der Zonenplan die unbebauten Grundstücke Segetz, Rossallmend, Oberfeld und oberer Brühl vor. Im Nordwesten sind drei Industriezonen im Geviert Biel-, Jura- und Weissensteinstrasse ausgeschieden. Eine weitere Zone liegt zwischen Ziegelmatt- und Grenchenstrasse. Im Norden akzentuiert das Areal der Sphinxwerke die Kreuzung Werkhof-/Untere Steingrubenstrasse. Im Osten wird ein Teil der Schützenmatt und im Süden das Bahnhofareal längs der Zuchwilerstrasse der Industrie zugeteilt. Im Gegensatz zu andern Städten gelingt es Solothurn also nicht, die Industrien an verkehrstechnisch günstiger Lage zu konzentrieren. Die Produktion ist über das ganze Stadtgebiet beliebig verteilt und erfolgt teils in umgenutzten Wohnhäusern, teils in neugebauten Werkhallen.

2.6 Spärliche Glanzlichter des Neuen Bauens

Nach dem ersten Weltkrieg herrschte in Solothurn grosse Wohnungsnot. Ein Gemeinderatsmitglied reichte 1916 eine Motion ein, die von der Stadt ein stärkeres Engagement für günstiges Wohnen verlangte. In der Folge entwarf das Bauamt Richtlinien für den kommunalen Wohnungsbau: «Um einen verhältnismässig billigen Mietzins berechnen und eine möglichst volle Verzinsung des Kapitals erreichen zu können, sind folgende Grundsätze bei Ausführung der Bauten in Berechnung zu ziehen: Jede komplizierte Grundrissbildung ist zu vermeiden. Die Bauten sind einfach, ohne jeden Luxus, jedoch gefällig und solid auszuführen. Alle Zimmerböden sollen in Pitch-Pin oder tannenen englischen Riemen ausgeführt werden, mit Ausnahme der Vierzimmerwohnungen, in welchen das Wohnzimmer einen buchenen Parquettboden erhalten soll. Badzimmer werden keine eingerichtet. Veranden, Loggien, Balkone sowie Erker sollen nicht erstellt werden. Fenster, Haus- und Zimmertüren sowie Glasabschlüsse und Jalousien sind in möglichst gleichen Dimensionen zu erstellen, damit diese Arbeiten als Massenartikel vergeben werden können. Ein gemeinsamer Kinderspielplatz soll nicht erstellt werden, da zu jedem Haus ein möglichst grosser Garten zugeteilt wird.»[118] Eine Gemeinderatskommission besichtigte im Frühling 1917 die zwei beispielhaften Siedlungen Riedtli in Zürich sowie Schoren in St. Gallen und kritisierte die locker bebauten Gartenstädte: «Bei den gegenwärtigen Verhältnissen im Baugewerbe kämen diese Bauten viel zu teuer zu stehen.»[119] So setzte sie eher auf Blockbauten, wie sie zum Beispiel Stadtbaumeister Friedrich Fissler an der Limmatstrasse in Zürich realisiert

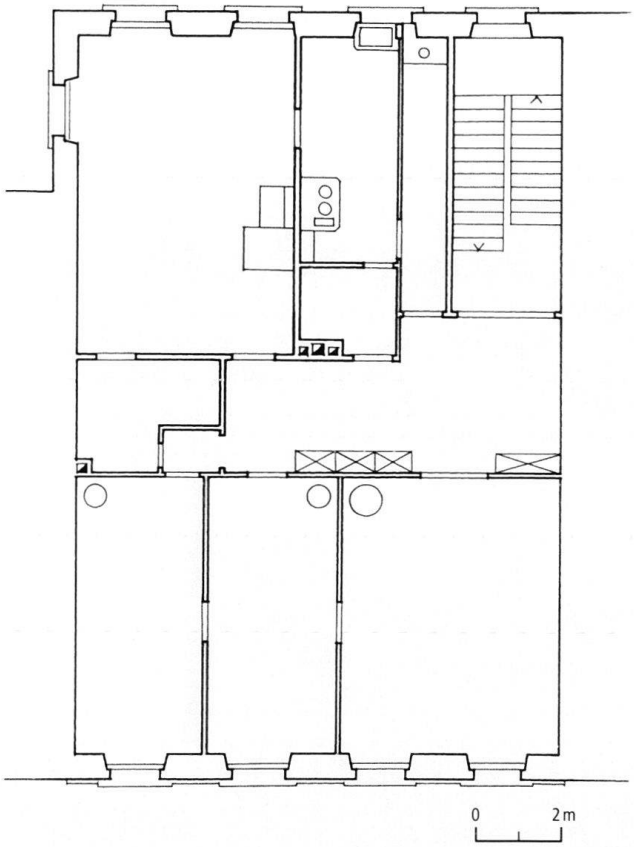
hatte.[120] Nach dieser Grundsatzdiskussion schrieb die Stadt Solothurn einen Wettbewerb für eine Siedlung im Dilitschquartier aus, den Emil Altenburger gewann. 1919 baute der Architekt drei beispielhafte Wohnblöcke im Heimatstil mit bewegter Dachlandschaft, in die er 56 Sozialwohnungen verteilte.[121] Diese Prototypen erfüllten zwar die 1916 formulierten Richtlinien des Bauamts, orientierten sich aber als nüchterne Grossbauten eher an Kosthäusern des 19. Jahrhunderts. Interessant ist ein Vergleich des Grundrisses mit einer bürgerlichen Wohnung von 1872 an der Westbahnhofstrasse 11. Die Grundfläche ist bei den Sozialwohnungen des frühen 20. Jahrhunderts weniger als halb so gross (um 58% verkleinert). Der grosszügigen bürgerlichen 4 1/2-Zimmer-Wohnung des 19. Jahrhunderts steht eine minimalisierte Dreizimmerwohnung gegenüber. Eine funktionale Laborküche ersetzte die behagliche Wohnküche mit anschliessender Vorratskammer.

Ein Jahr später baute die Baugenossenschaft des Verkehrpersonals die vorbildliche Siedlung Glacismatte, die sich an Hannes Meyers Siedlung Freidorf in Muttenz orientiert.[122]

Im Sinne der diskutierten Gartenstädte von Zürich und St. Gallen bauten die Solothurner erst zehn Jahre später: «Fünfzig gefällige Wohn- und Geschäftshäuser erheben sich bereits auf dem ehemaligen ‹Surbeckhof› und dementsprechend sind Strassenanlagen, Kanalisation, Gas-, Wasser- und elektrische Leitungen planmässig ausgebaut worden», meldete 1933 die *Solothurner Zeitung*.[123] Eine solch grosszügige Quartierüberbauung mit moderat modernen Ein- und Zweifamilienhäusern wie hier am westlichen Rand der Stadt Solothurn bildete jedoch eher die Ausnahme.

Zwei viel publizierte Solothurner Bauten stammen von international erfolgreichen Schweizer Architekten und markieren Anfang und Ende des Neuen Bauens in der Stadt: Die 1928 erbaute Schweizerische Volksbank Solothurn von Otto Rudolf Salvisberg[124] (mit Otto Brechbühl) und die 1934 entworfene, zwischen 1935 und 1956 gebaute Kantonsschule von Hans Bracher.

Moderne Banken sucht man in der Schweiz vergeblich. Wie bereits Hermann Herter bei der Luzerner Nationalbank 1924 und Karl Moser bei der zwei Jahre älteren Kreditanstalt in derselben Stadt,[125] setzte Otto Rudolf Salvisberg beim Solothurner Bankhaus moderne Formen sehr zurückhaltend ein. Mit ihrer kubisch knappen Form, den kleinen Fenstern im Obergeschoss und der (fast) symmetrischen Südseite mit drei Rundbogen steht die Volksbank noch ganz in der Tradition des Neuklassizismus. Zwar wirkte das Gebäude mit dem ursprünglich dezentralen Haupteingang und den unterschiedlich gegliederten Längsseiten weniger monumental als das zehn Jahre jüngere, umstrittene Kunstmuseum Basel. Die Situierung des Baukörpers und die Verkleidung mit grünlichem Kunststein verbieten jedoch das Etikett «modern». Mit



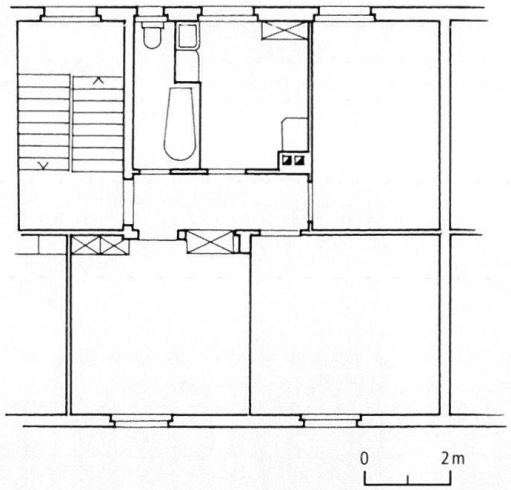


Abb. 52–53 Wohnungsgrundrisse im Vergleich: Mehrfamilienhaus Westbahnhofstrasse 11 von 1872 und Arbeiterhaus Dilitsch von 1918–1919. Umzeichnung von Markus Hochstrasser.

dem rigorosen Innenumbau von 1989 wurden der Eingang in die Mittelachse verlegt und die Ost- der Westfassade angeglichen, so dass die Volksbank plötzlich noch strenger klassizistisch dastand, als es Salvisberg intendiert hatte. Die äusserst einfache Fassadenkonzeption und die symmetrische Gliederung fand Nachahmer, zum Beispiel im Architekten Ernst Bützberger aus Burgdorf, der 1931 die hundert Meter nördlich gelegene Kantonale Ersparniskasse (das spätere Amthaus II) ausführte. Salvisbergs Engagement in der Ambassadorenstadt beschränkte sich übrigens nicht auf den Bau der Volksbank. Der damalige Verwaltungsrat und Papierfabrikant Oscar Miller verpflichtete den mittlerweile berühmten Architekten auch für sein gemässigt modernes Privathaus in Feldbrunnen.[126] Vorher beteiligte sich der Berner mit unterschiedlichem Erfolg an drei Wettbewerben: 1. Preis für den Entwurf eines neuen Stadthauses (1914, nicht ausgeführt); ausgeschieden mit einem Projekt für das Bürgerspital (1915); 2. Preis für den Entwurf Rötibrücke (1919).[127] Bei der Eröffnung der Volksbank 1928 konnte Salvisberg bereits auf zwanzig intensive und erfolgreiche Berliner Jahre zurückblicken, so dass er mit diesem Leistungsausweis als eher konservativer Praktiker gegen eine starke Opposition zum Architekturprofessor an die ETH Zürich gewählt wurde.

Den wichtigsten modernen Beitrag leistete Salvisbergs ehemaliger Student Hans Bracher aus Bern. Er wirkte nach dem Studium im Architekturbüro von Hermann Blaser in Solothurn mit, bis er 1934 hier ein eigenes Büro eröffnete und im selben Jahr auf Anhieb den bedeutenden Wettbewerb für eine neue Kantonsschule gewann. Für die barockgewöhnten Augen der Einheimischen und die direkt betroffenen Nachbarn bedeutete der knapp zweihundert Meter lange, leicht geschwungene Sichtbetonbau mit Flachdach eine echte Provokation. So hagelte es anfänglich diverse Einsprachen, die sich alle auf die Argumente der Heimatschutzbewegung beriefen: «Die Fegetzlandschaft mit ihren weichen Konturen erträgt einfach diese starre, harte und rücksichtslose Zweckkonstruktion nicht. Ein Stück zwanzigstes Jahrhundert in schärfster technischer Ausprägung lässt sich nicht in einen ebenso ausgeprägten goldenen Rahmen des achtzehnten Jahrhunderts einspannen.»[128] Der Kunstmaler Paul Demmé entfachte mit seinen unreflektierten Attacken eine wahre Architekturdebatte, indem er die Bildungsstätte als unschweizerische Fabrikanlage und als blosse Kopie nach Le Corbusier abqualifizierte: «Und da Corbusier ein noch viel besserer Schriftsteller als Baukünstler ist, so hat er seine echt kommunistischen Ideen durch selbstverfasste Schriften und Bücher und durch eine

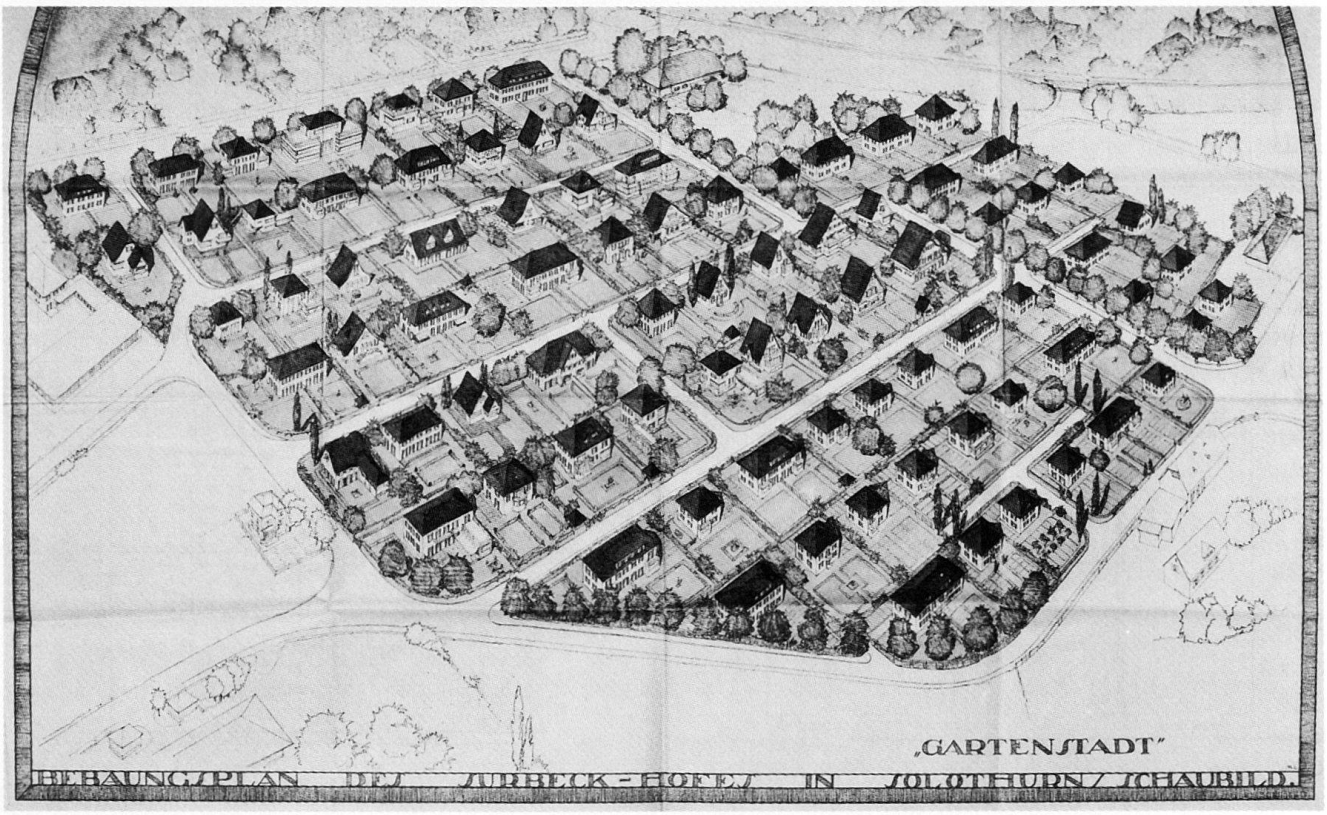


Abb. 54 Bebauungsplan des Quartiers Surbeckhof südlich des Wohn- und Geschäftshauses Touring. Entwurf für eine Gartenstadt von Walter Adam, um 1928.

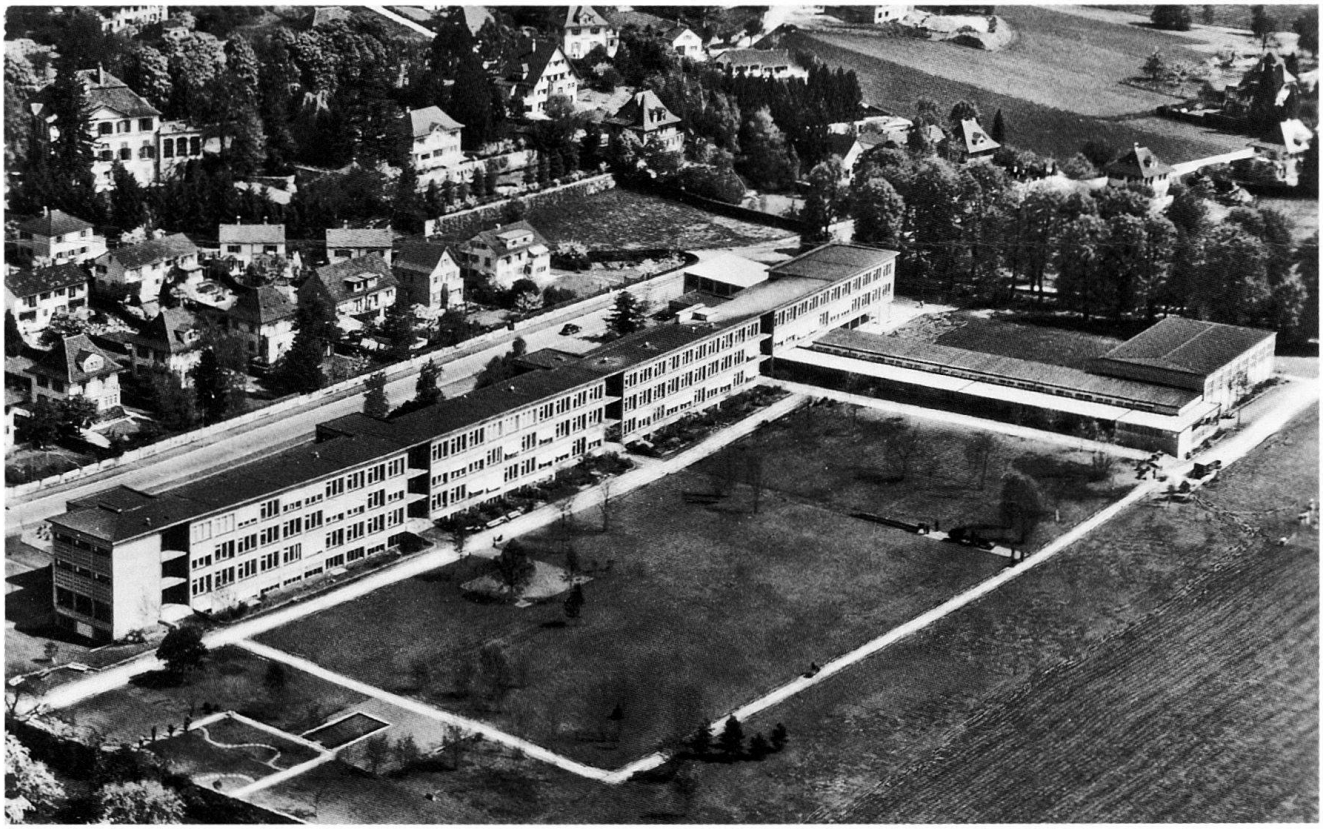


Abb. 55 Kantonsschule Solothurn, erbaut 1935–1956 als 192 Meter langer Sichtbetonbau. Postkarte um 1956.

zügige Riesenreklame in allen Architekten-Zeitschriften verbreitet. [...] Hüten wir uns davor, unsere charaktervolle nationale Architektur durch minderwertige, nichtssagende Importware zu verwässern.»[129] Der zeitweise in der Seinestadt lebende Kunstmaler orientierte sich vermutlich bei Abfassung seines Pamphletes an den 1929 im Pariser *Figaro* publizierten Angriffen auf Le Corbusier, die ihren Ursprung in den faschistischen Hetzschriften von Alexander von Senger, einem Genfer Architekten deutscher Abstammung, hatten. Der Solothurner Architekt Walter Borrer sah die Angriffe gegen die neue Kantonsschule nicht einfach gegen einen Einzelnen, sondern gegen eine ganze Generation und deren Lehrer gerichtet :«Wollen Sie etwa den verstorbenen Lehrer für Architektur an der ETH, Karl Moser und seinen Nachfolger Otto Rudolf Salvisberg auch als Kulturbolschewisten bezeichnen?»[130] Der Zürcher Kunstkritiker Peter Meyer empfahl dem Kunstmaler einen Spaziergang durch die Exposition in Paris: «Sie werden mit Erstaunen feststellen, dass gerade die Pavillons der demokratischen Länder architektonisch modern gestaltet sind, während die Gebäude der diktatorischen Staaten, vor allem dasjenige Russlands, mit einer reaktionären und pathetischen Architektur protzen, die nicht das geringste mit Le Corbusier zu tun hat.»[131] Was mit Einsprachen begonnen hat, mit diversen polemischen Leserbriefen fortgesetzt und endlich nach über zwanzig Jahren Planungs- und Bauzeit 1956 zu Ende geführt worden ist, überzeugt trotz diverser An- und Umbauten heute noch. Auf die herrliche Lage und auf die Grösse des Grundstücks reagierte Bracher souverän, breitete das Raumprogramm möglichst horizontal aus und verstand den Hauptkörper mit rechtwinklig anschliessendem Pausentrakt als Einfassung des Parks. Damit erfüllte er nicht nur die Forderungen an einen zeit-

Abb. 56 Wohn- und Geschäftshaus Touring, erbaut 1931–1933.

gemässen, modernen Schulbau, sondern setzte ein vorbildliches Zeichen für die Zukunft, das Fritz Haller und Franz Füeg, die bekanntesten Vertreter der «Solothurner Schule», in den fünfziger Jahren studierten und für ihre Schulbauten exemplarisch weiterentwickelten. Eine mit sparsamsten Mitteln erreichte Einheit von Zweckmässigkeit und Eleganz zeichnete die Kantonsschule Solothurn aus. Leider erfolgten später stilverändernde Eingriffe: Die ursprünglich englischrot gestrichenen Fenster sind heute teilweise weiss übermalt, die Loggien als optische Unterbrechung des langen Korridors verbaut und die offene Pausenhalle geschlossen.

Im Industriebau überraschte die Stadt Solothurn nur mit wenigen modernen Beispielen: 1897 baute die Firma Viktor Glutz von Blotzheim die erste Shedhalle der Schweiz. 1907 wurde die Schanzmühle mit gemässigt modernen Nord- und Ostflügeln zu einem klosterähnlichen Geviert erweitert. 1937 fasste Emil Altenburger mit einem streng gerasterten Kopfbau die unterschiedlichen Werkräume der Uhrenfabrik Meyer und Stüdeli zu einer V-förmigen Anlage zusammen.[132] Aber keiner dieser Solothurner Industriebauten erreichte schliesslich die Eleganz und Klarheit der Werkhalle von Roll in Gerlafingen. Der von Robert Maillart geschaffene Kubus mit seiner berühmten Pilzkonstruktion demonstrierte 1932 konsequent das zweckbezogene Bauen. Die Qualität zeigte sich im Weglassen von traditionellen und überflüssig gewordenen Konstruktionsteilen wie Unterzügen sowie in der Entmaterialisierung durch Reduktion auf das funktional Notwendige.

Der damals führende Basler Architekt Hans Schmidt fragte 1925 in der Zeitschrift *ABC*: «Warum sind unsere Maschinen schön?» Seine Antwort war lapidar einfach: «Weil sie arbeiten, sich bewegen, funktionieren.»[133] Zu den Maschinen zählte er – und das ist in diesem Zusammenhang wichtig – neben Flugzeugen, Lastwagen und Lokomotiven auch Fabriken und Silos. Die totale Akzeptanz der Industrie- und Maschinenästhetik für alle Sparten des Bauens forderte die Architekturavantgarde heraus, fand aber in der Hauptstadt lediglich in der Kantonsschule und im Touringhaus seinen Niederschlag. Welche Haltung nahmen die Einwohner- und die Bürgergemeinde ein? Sie hätten mit den Neubauten für Schwimmbad, Städtische Werke, Schulhaus Werkhofstrasse und Bürgerspital Schöngrün die neue Formensprache einführen können, aber sie wollten nicht. Vor allem der Wettbewerb für ein neues Bürgerspital wurde in Fachkreisen heftig kritisiert: «Man wundert sich wirklich, dass von 91 Projekten die beiden besten mit solch groben Mängeln behaftet sein sollen [...] Und dabei sind die Arbeiten einer ganzen Reihe hervorragender Schweizer Architekten der verschiedensten Richtungen, aber von anerkannt künstlerischen Qualitäten und zum Teil reicher Erfahrung im Bau von Krankenhäusern gleich im ersten Rundgang ohne nähere Begründung ausgeschaltet worden.»[134]

1930 überrascht Walter Adam, eher bekannt als Entwerfer von gemässigt modernen Einfamilienhäusern,[135] mit dem eleganten zweiteiligen Wohn- und Geschäftshaus Touring.[136] Damit bewegte er sich kurz in den distinguierten Kreisen der Avantgarde. Der Treppenhausturm an der Zurmattenstrasse mit den seitlich angeordneten Balkonen lässt seine Inspiration durch den gleichzeitig entstandenen Wiener Karl-Marx-Hof vermuten. Die elegante Erweiterung als komplizierter Stufenbau erinnert an kubische Additionen des Pariser Architekten Mallet-Stevens.[137] Eine weit ausladende Terrasse umfasste nicht nur die ganze Anlage, sondern erfüllte in den dreissiger Jahren die Funktion als Freiluftbühne für stimmige Swing- and Bluesparties. International forderte die Avantgarde billige «Wohnungen für das Existenzminimum». In Solothurn liessen weltoffene Bauherren fortschrittliche Ideen auf ihre individuellen Lebensstile zuschneidern. So baute Otto Sperisen sowohl kantige, helle Kuben im internationalen Stil als auch pragmatisch expressive Villen mit Runderkern und geschwungenen Balkonen, die an ähnliche Beispiele in Lausanne von Dubois und Favarger oder an St. Galler Bauten von Ernst Sommerlad erinnern.[138]

Die Solothurner Architekten erfüllten die Richtlinien des «befreiten Wohnens»[139] primär in Bezug auf den Ausdruck: Grössere Balkone und Fenster, ein begehbares Flachdach und helle Innenräume sorgten für mehr «Licht, Luft, Sonne».[140] Bezüglich Ökonomie und Herstellung blieben sie aber der bisherigen konservativen Anschauung treu: Das Haus ist ein Ewigkeits- und nicht ein Gebrauchswert, es wird auf handwerklicher Basis, nicht industriell erstellt.[141] Dabei hätten die Architekten gar nicht bis zur Weissenhofsiedlung nach Stuttgart, dem internationalen Versuchsgelände für Neues Bauen, pilgern müssen. In Biel wollte Stadtbaumeister Otto Schaub 1930 den neuen Baumethoden im kleinen Massstab zum Durchbruch verhelfen, indem er ein Versuchshaus mit vorgefertigten holzverstärkten Betonplatten errichten liess.[142] Und schliesslich fand in Basel 1930 die vom Schweizerischen Werkbund organisierte Wohnbau-Ausstellung WOBA statt, wo zahlreiche bekannte Schweizer Architekten für das Existenzminimum bauten und raffinierte Raumkonzeptionen schufen.

2.7 Quartiere

Überblick über die für die Zeitspanne von 1850–1920 wichtigen Stadtquartiere. Die Nummerierung der Aussenquartiere erfolgt im Uhrzeigersinn. Die Stadt Solothurn grenzt im Westen an die Gemeinde Bellach, im Nordwesten an Langendorf, im Norden an Rüttenen, im Nordosten an St. Niklaus und Feldbrunnen, im Osten und Südosten an Zuchwil und im Süden an Biberist.[143]

2.7.1 Altstadt, Vorstadt

Die Altstadt liegt links der Aare und ist ein viereckiger kompakter Siedlungskern mit den markanten Eckbauten (ehemalige) Handelsbank, Burristurm, St. Ursenbastion und Schlachthof. Im Norden und Osten trennt ein gepflegter Stadtpark die mittelalterliche Begrenzung und die Ringstrasse (Abschnitt Werkhofstrasse), während die Westringstrasse unmittelbar entlang der mittelalterlichen Begrenzung verläuft. Die ganze Ringstrassenanlage entstand zwischen 1865 und 1884 und wurde 1925 mit der Rötibrücke über die Aare zum Hauptbahnhof verlängert.

Zwischen 1850 und 1920 gab es in der Altstadt acht grössere Veränderungen: Der Teilabbruch und Umbau des Franziskanerklosters, der Umbau des Kollegiums an der Goldgasse, ein neues Schulhaus am Landhausquai, die Erweiterung des Rathauses, der Umbau der Kaserne (ehemaliger Ambassadorenhof) in eine Kantonsschule am Riedholzplatz, ein neues Schlachthaus am Ritterquai, die Überbauung der ehemaligen Chorherrengärten an der Seilergasse und eine neue Solothurner Handelsbank am Stalden. Die weiteren Eingriffe waren mehrheitlich Umbauten, die den Grundcharakter der mittelalterlichen und barocken Altstadt wenig veränderten. 1825 kaufte die Einwohnergemeinde das Wohnhaus von Louis von Roll an der Barfüssergasse und baute es zum Gemeindehaus um. 1833 renovierte der Kanton das ehemalige Jesuitenkollegium und nutzte es vorübergehend als Kantonsschule, bis es die Stadt 1882–1883 in eine Volksschule umwandelte. 1838 richtete die

Abb. 57 Rossmarktplatz, 1861. Stereoskopische Aufnahme.

Einwohnergemeinde im umgebauten Kornhaus am Klosterplatz eine Knabenschule ein. Verschiedene Häuser an der Gurzeln- und Hauptgasse bekamen neue Fassaden und neue Nutzungen. 1855 wurde das Ankenhaus abgebrochen, wodurch der Zeughausplatz entstand. 1856 erhielt das Theater eine neue Innenausstattung, und ein Jahr später eröffnete Joseph Sager seine Badanstalt am Klosterplatz. Seit 1850 belebte das Café zum Rebstock die Kronengasse. Um 1880 entstanden in den Gärten der Chorherren Wohn- und Gewerbebauten (Seilergasse). Um 1890 sanierte die Einwohnergemeinde die erdbebengeschädigte Kathedrale. 1905 wurde das Rathaus erweitert. 1919 startete das beliebte Kino Palace gegenüber der Jesuitenkirche. Auch Sakralbauten wurden umgebaut oder umgenutzt: Von 1834 bis 1867 diente die ehemalige St. Stephanskapelle den Reformierten als Versammlungsraum. 1877 übernahmen die Christkatholiken die ungenutzte Franziskanerkirche.
Die Vorstadt liegt rechts der Aare und ist ein unregelmässiges Geviert mit der Begrenzungslinie Krummer Turm, Dornacherplatz, Niklaus Konrad-, Bertha-, Schänzli- und Rötistrasse. Die barocke Krummturmschanze blieb erhalten. Die westliche Hälfte der Vorstadt ist mittelalterlich dicht bebaut, die östliche Hälfte bestand bis 1905 aus der Parkanlage Kreuzacker und der anschliessenden Turnschanze. Den einzigen Akzent in der Grünfläche bildete das ehemalige Früchtemagazin, das der Kanton 1859 zu einem Gefängnis umbaute. Seit der Entfestigung und der Erstellung der Bahnlinie im 19. Jahrhundert zeigte die mittelalterliche Vorstadt nicht mehr jene von aussen einsehbare Kompaktheit wie die linksufrige Altstadt. An ihrer Westflanke wurde sie durch den Bahndamm durchschnitten. Nördlich der Achse Oberer/Unterer Winkel, die eine bauliche Trennlinie markiert, befanden sich Spital, Waisenhaus und Arbeitshaus aus dem 18. Jahrhundert, die mehrheitlich zwischen 1850 und 1920 umgebaut wurden. Südlich lagen die aneinander gebauten bürgerlichen Wohn- und Gewerbebauten. Auffallend viele Gasthöfe entstanden in den 1840er Jahren rund um den Rossmarktplatz.

2.7.2 Westring, Obach, Untere Mutten

Das Westringquartier liegt zwischen Altstadt und Westbahnhof, es wird im Norden durch die Segetz- und die Werkhofstrasse, im Süden durch die Aare begrenzt. Nordöstlich der Wengistrasse entstand zwischen 1860 und 1870 eine einheitliche Blockrandbebauung mit Mehrfamilienhäusern (siehe Kap. 2.2).
Südwestlich der Bahnlinie liegt das Quartier Obach mit dem mäandrierenden Rinnsal gleichen Namens (Unterlauf des Dürrbachs) als westlicher Grenze. Die Casimir Meister-Strasse und das Aareufer bilden den südlichen, die Segetzstrasse den nördlichen Abschluss. An der Dammstrasse entstanden kleinere Gewerbebauten, die aber neben der bedeutenden Schlossfabrik von Viktor Glutz von Blotzheim eine untergeordnete Rolle spielten. Zwischen der Obachstrasse und dem Obach entstand ein locker durchmischtes Wohnquartier, das mit der Privatklinik von Paul Pfähler einen Akzent erhielt.
Untere Mutten heisst der anschliessende schmale Landstreifen zwischen Hans Huber-Strasse und Aareufer, der bis 1920 lediglich von vier kleinen Häusern am Wasser tangiert wurde. Im Westen eröffnete die Stadt 1927 ein Schwimmbad.

2.7.3 Hermesbühl, Käppelihof, Heidenhubel, Dilitsch

Das unregelmässige Geviert Hermesbühl zwischen Bahnlinie, Gibelin-, Biel-, Flora-, Loreto-, Kapuziner- und Segetzstrasse wurde zwischen 1890 und 1910 mit zusammengebauten und freistehenden Mehrfamilienhäusern und mit Villen mit grosszügigem Umschwung bebaut. Die Hermesbühlstrasse, in deren Umgebung bereits im 17. und 18. Jahrhundert Landsitze entstanden waren, hat bis heute ihren barocken und klassizistischen Charakter beibehalten. Ein eigentliches Quartierzentrum entstand jedoch erst 1909 mit dem Schulhaus Hermesbühl an der Lorenzenstrasse.
Der Käppelihof zieht sich zwischen Biel- und Allmendstrasse bis zur Stadtgrenze hin und war bis 1920 lediglich mit ein paar Landhäusern bestückt. Erst zehn Jahre später entstand eine vorbildliche Gartenstadt mit fünfzig gefälligen Wohn- und Geschäftshäusern auf dem Areal des ehemaligen Surbeckhofs. Das zweiteilige Wohn- und Geschäftshaus Touring von Walter Adam bildet dabei den Hauptakzent.
Das gegen Langendorf ansteigende Quartier Heidenhubel ist das eigentliche Industriequartier, das durch die Weissenstein- und die Bielstrasse sowie durch das Bahntrassee der Solothurn–Moutier-Bahn begrenzt wird. Um 1857 war mit der Korrektion der westlichen Grenchenstrasse und der Planierung des Heidenhubels die erste Grundlage für eine Quartierüberbauung geschaffen worden. Entlang der Heidenhubel- und der Industriestrasse entstanden zwischen 1890 und 1910 mehrere reich ornamentierte Ein- und Mehrfamilienhäuser des Historismus und Heimatstils. Bemerkenswert ist

Abb. 58 Flugaufnahme des Westringquartiers, um 1960, mit Ausschnitt Westbahnhof–Amthausplatz–Volksbank. Postkarte.

die einheitliche Gruppe der 1897–1902 entstandenen Bauten der Baugesellschaft Vogelherd an der Heidenhubelstrasse.[144] Strukturelles Rückgrat im Nordwesten bildete die Uhrenindustrie, die sich hier 1888 mit Fritz Meyers Echappements-Fabrikation niederliess. 1899 entstand südlich der Vogelherdstrasse die Schalenfabrik und 1917 baute Otto Schmid die Uhrenfabrik Karl Jäggi an der Roamerstrasse.[145]

Das Dilitschquartier breitet sich zwischen Bielstrasse, Bahnlinie und Gemeindegrenze aus. Einen Einschnitt in die bauliche Entwicklung des Quartiers stellte die Aufschüttung eines Bahndammes für die 1908 eröffnete Solothurn–Moutier-Bahn dar. Zu den älteren Mühle- und Gewerbebauten entlang dem Wildbach und der Langendorfstrasse waren bis 1907 erst wenige neue Wohnbauten an der Vogelherdstrasse hinzugekommen.[146] 1918–1919 liess die Einwohnergemeinde im Norden des Quartiers die Arbeitersiedlung Dilitsch als wichtigen Prototyp für den kommunalen Wohnungsbau erstellen. Der Süden erhielt um 1930 eine regelmässige Überbauung mit Ein- und Zweifamilienhäusern am Jost Greder-, am Stäffiser- und am Vom Staalweg.

2.7.4 Schanze, Greiben, Loreto, Hofmatt, Rosegg

Nachdem die Stadt die St. Ursenbastion vor dem Abbruch retten konnte, entstand zwischen Altstadt und Werkhofstrasse eine grosszügige Parkanlage mit wichtigen öffentlichen Gebäuden. Der Einbezug der Schanze in einen englischen Landschaftsgarten ist das Resultat eines langen Planungsprozesses (siehe Kap. 2.4).

Das leicht ansteigende Quartier Greiben nördlich der Stadt wird durch Kapuziner-, Loreto-, Gärtner- und Werkhofstrasse begrenzt und war bereits im Jahre 1361 als «Groeuben», als stadtnahes Quartier mit Gärten und Einzäunungen erwähnt. Um 1700 wurde das Gebiet durch ein Netz von Wegen weiter erschlossen und durch mehrere Kleinbauten (vorwiegend Gartenhäuschen) überbaut. Zusätzliche Wohnbauten entstanden erst im frühen 19. Jahrhundert. Einen nachhaltigen Einfluss auf die Quartierentwicklung in den vergangenen Jahrzehnten nahm das Jugendfürsorgewerk des Seraphischen Liebeswerks, das seit 1920 mehrere Grundstücke und Gebäude erworben und umgebaut hat. Noch heute prägen die gepflegten

Gärten und barocken Gartenmauern entlang den schmalen Strassen das Erscheinungsbild in den Greiben. Im Norden des Quartiers dominieren die weitläufigen Garten- und Gebäudeanlagen des Kapuzinerklosters und des Vigier-Sommerhauses.[147]
Das Quartier Loreto wird durch Weissenstein-, Grenchen-, Untere Steingruben- und Loretostrasse begrenzt. Hauptakzente bilden das barocke Kloster Visitation sowie einzelne Landsitze und Gärten aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Zwischen Flora- und Loretostrasse entwickelte sich um 1900 ein vornehmes Villenquartier. Zwischen 1895 und 1915 entstanden zuerst an der Loreto- und Florastrasse, später an der Lorenzen- und Schulhausstrasse bürgerliche Ein- und Mehrfamilienhäuser, Doppelwohnhäuser und Reihenhäuser mit Ziergärten und reicher Fassadengestaltung.[148]
Zwischen dem Dürrbach und der Brüggmoosstrasse/Königshofweg liegt das Quartier Hofmatt, das im Süden durch das Industrieareal der Autophon (Ascom), im Norden durch ein nobles, nach 1920 erbautes Wohnquartier geprägt ist.
Die Weissensteinstrasse, die Gemeindegrenze und der Dürrbach umfassen das leicht abfallende Quartier Rosegg. In erhöhter Lage bildet die 1856–1860 erbaute Psychiatrische Klinik den nordwestlichen Abschluss in einer vorwiegend unbebauten Landwirtschaftszone.

2.7.5 Werkhof, Auf dem Fegetz, Blumenstein, Ziegelmatte, Hübeli, Steingruben

Das Werkhofquartier wird begrenzt durch die Werkhofstrasse, die Untere Steingrubenstrasse, die Südmauer des Klosters Namen Jesu, die Fegetzallee und die St. Niklausstrasse. Am südlichen und südöstlichen Rand der flachen, begrünten Ebene liegen der Patriziersitz Müllerhof aus dem 16./17. Jahrhundert und das Areal der Sphinxwerke. Das nördlich anschliessende Fegetzquartier ist in die drei Zonen Kloster Namen Jesu, Kantonsschule und Wohnen unterteilt.
Im Blumensteinquartier nördlich des Herrenwegs (Kreuzenstrasse, Blumensteinweg, Sälirain, Verenaweg) setzt das barocke Schloss Blumenstein einen Akzent. Bis 1920 entstanden im Westen zahlreiche Mehr- und Einfamilienhäuser mit grosszügigen Ziergärten.
Das schmale Quartier Ziegelmatte zieht sich von der Grenchenstrasse bis zur Gemeindegrenze hoch (Brüggmoosstrasse, Königshofweg, Bergstrasse, Hübeliweg, Obere Steingrubenstrasse) und wird von der 1879 erbauten Villa Riantmont beherrscht. Östlich davon liegt das Hübeliquartier. Das Landhaus Glutzenhübeli liegt in einer qualitätvollen Grünraumzone, die einerseits ein Element des äussern Grüngürtels bildet und anderseits die ursprüngliche Beziehung zwischen Landhaus und Gutshof erleben lässt.
Im Steingrubenquartier (Bergstrasse, Gemeindegrenze, Verenaweg) lässt sich anhand der Stadtpläne seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf der Grundlage eines verästelten Wegnetzes eine sukzessive Verdichtung der Bebauung feststellen. Exemplarisch bietet das Quartier ein Abbild des Villen- und Landhausbaus vom 17. bis ins 20. Jahrhundert. Die zahlreichen Klüfte der ehemaligen Steinbrüche verhinderten eine homogene Struktur.[149]

2.7.6 St. Josef, Lindenhof, Hubelmatte, St. Katharinen

Das Quartier St. Josef ist nach dem gleichnamigen Kloster benannt und wird durch die Basel- und die Werkhofstrasse sowie die nördliche Umfassungsmauer des Klosters und die Obere Sternengasse begrenzt. Die Klosterkirche des 17. Jahrhunderts ist noch erhalten, das Konventgebäude wurde 1964 durch einen Neubau ersetzt. Nördlich davon liegt das dreiecksförmige Lindenhofquartier (St. Niklausstrasse, Obere Sternengasse, nördliche Klostermauer St. Josef). Am Lindenweg entstand ein homogenes Ensemble von spätklassizistischen Villen, das nach einem Richtplan von Jakob Kälin 1877 ausgeführt wurde.
Das Quartier Hubelmatte (Obere Sternengasse, St. Niklausstrasse, Herrenweg, Südwestgrenze Friedhof) hat als wichtige Blickpunkte das Bischöfliche Palais aus dem 17. Jahrhundert und das ehemalige Gasthaus Bären an der Baselstrasse. Im Norden bildet das «Kully-Haus» aus dem 18. Jahrhundert die Entsprechung. In der Mitte erstreckt sich eine einheitliche Arbeitersiedlung mit vorgelagerten Obst- und Gemüsegärten von 1920. Nordöstlich schliesst der Friedhof St. Katharinen mit der neuklassizistischen Abdankungshalle von 1926 an.

2.7.7 Chantier, Schützenmatt, In der Forst

Chantier ist die südöstliche Fortsetzung des Schanzenareals vor dem Baseltor und diente lange Zeit als Baumateriallager der Bürgergemeinde. 1860 entstand im südlichen Teil ein Gaswerk, das 1931 durch das Gebäude der Städtischen Werke ersetzt wurde. Die Gewerbeausstellung von 1933 bewirkte die Gestaltung des Hanges zwischen Reit-

Abb. 59 Blick von der Loretowiese zum Steingrubenquartier. Postkarte, um 1900.

halle und Aare. Zur Überbauung des Chantierareals schrieb die Stadt zweimal einen Wettbewerb aus, 1894 für ein neues Konzerthaus und 1914 für ein Gemeindehaus. Beide Projekte wurden nicht ausgeführt.
Östlich der Rötistrasse liegt das Quartier Schützenmatt, auf dem seit dem 16. Jahrhundert das Schützenhaus stand (1877 erweitert und umgebaut). Im Norden (Baselstrasse) wurde das Quartier im 18. Jahrhundert mit bedeutenden Bürgerhäusern überbaut, im Süden entstand 1899 eine Fabrik für Gasapparate.
Östlich der St. Josefsgasse liegt das Quartier In der Forst, dessen Mitte das Schloss Steinbrugg von 1670 markiert. Die weit ausgestreckte, symmetrische Anlage mit Ehrenhof zog sich mit einer Lindenallee bis zur Aare hin.

2.7.8 Neu-Solothurn, Ischern, Sandmatt, Schöngrüen, Glacismatte, Dreibeinskreuz

Das Quartier Neu-Solothurn schliesst an die barocken Umfassungsmauern der Vorstadt an und erweitert sie gegen Osten zwischen rechtem Aareufer und Bahnlinie bis zur Gemeindegrenze. Von 1890 bis 1910 entstand eine einheitliche Blockrandbebauung (siehe Kap. 2.3).
Südlich der Bahnlinie wird das Ischern-Quartier von der Gemeindegrenze und der Biberiststrasse begrenzt. Im Westen entstanden 1899 die Malzfabrik und die Hafermühle, gegenüber einfache Baumeisterhäuser. Im Osten reihten sich entlang der Zuchwilerstrasse diverse Industrie- und Gewerbebauten.
Das Quartier Sandmatt erstreckt sich zwischen Biberist- und Schöngrünstrasse und wird im Nordwesten durch das Bahnareal, im Südosten durch die Wassergasse begrenzt. 1907 erbaute hier am Höhenweg und an der Wassergasse die Baugenossenschaft Solothurn die ersten Arbeiterhäuser der Stadt. In den zwanziger Jahren entstanden an der Burgunder- und an der St. Margrithenstrasse schlichte Ein- und Zweifamilienhäuser.
Mitten im Quartier Schöngrüen, das durch die Bahnlinie, die Schöngrünstrasse und die Gemeindegrenze begrenzt wird, steht der Sommersitz «Weisse Laus» aus dem 17. Jahrhundert. Erst nach 1910 entstanden schlichte Ein- und Zweifamilienhäuser an der Burgunder- und an der Bernstrasse. 1915 schrieb die Bürgergemeinde einen Wettbewerb für ein neues Spital aus, das 1926–1930 gebaut wurde. Zwischen Aare, Bahnlinie und Bürenstrasse entstand das Quartier Glacismatte mit der beispielhaften, 1920 erbauten Genossenschaftssiedlung. Südwestlich schliesst das Quartier Dreibeinskreuz an. Das ehemalige Scharfrichterhaus und die Kapelle liegen an der Ausfallstrasse nach Büren und bilden zusammen eine markante Torsituation. Nordöstlich dieser zwei Denkmäler aus dem 17. Jahrhundert entstanden nach 1907 schlichte Baumeisterhäuser am Postheiri- und später auch am Hilariweg.